Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 4 — Leipzig, den 25. Januar — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Höhenmessung — Die schottische Freikirche — Ein Held unsrer Zeit — Was kann der Arzt für unheilbare Geisteskranke thun? — Antwort auf den Artikel „Thatsächliches zur Lutherkirche in Rom" — Verschiedenes: Annoncenblätter für Pfarrer; Erklärung — Anzeigen

Höhenmessung

Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir. Ps. 130, 1.

„Aus der Tiefe" — ein fremder Klang in unsern Tagen. Mit Stolz wissen wir Menschen von heute uns auf der Höhe! Auf der Höhe der Kultur, auf der Höhe der Bildung, der Kunst und der Wissenschaft, auf der Höhe der Tugend, wohl gar auf der Höhe des Glaubens. Zu diesen Höhen unsrer Zeit herauf dringt aus der dunkeln Niederung ferner Jahrhunderte der stöhnende Ruf: Aus der Tiefe!

Wenn wir uns anschicken, diese Höhen unsrer Zeit zu messen, so können wir über die erstgenannte kurz sein. Es ist viel darüber gesprochen worden. Wir teilen die Freude über die Entdeckungen, die unsre Herrschaft über die Natur vervollkommnen; wir benutzen sie und sind stolz darauf. Aber wir können uns doch nicht verbergen, was eine einzige große Not mitunter so grell beleuchtet, wenn sie einmal erbarmungslos den Schleier hinwegzieht von all dem unsäglichen Jammer und Elend, in dem trotz allen Erfindungen, trotz aller Höhe der Kultur Tausende schmachten, die unser Fleisch und Blut tragen. Dann mögen wir uns wohl zuschwören, auch unsrerseits mit aller Kraft darnach zu streben, daß auch ihnen das Leben freundlicher und lichter sich gestalte. Wir mögen uns entschließen, unsre Lebensarbeit daran zu setzen, daß treuer Mühe ihr Lohn werde, wo sie zu finden sei. Wir wollen fest dabei stehen, immer tiefer und richtiger unsre Ansichten zu gründen suchen. Gott segne unsern Kampf! Aber wir kämpfen für ferne Geschlechter; und wo bleibt unser und unsrer Mitmenschen Anteil an der Herrschaft? Denn die ist doch das unausrottbare Streben des Menschen. — Aber lassen wir das. Nehmen wir an, alle unsre Träume, auch die kühnsten, wären erfüllt: würde nicht um so stärker, um so nachhaltiger die Sehnsucht nach einer ganz andern Herrschaft in uns aufflammen? Es hat einer im wilden Hasse gegen die bestehende Ordnung gesagt: Die Zufriedenheit sei das erste Laster; und wenn wir unser Gewissen fragen, müssen wir ihm recht geben — wenn auch in ganz anderm Sinne, als es gemeint war: Wehe dem, der im Staube zufrieden wird! Und darum: Aus der Tiefe!

Es geben uns einige Recht, die doch nicht zu uns gehören. Innerlich müsse man die Welt beherrschen. Auf der Höhe der Tugend und der Selbstachtung stehe der wahre Weltherrscher. Eben darum verachte er das Winseln und Klagen. Stark und selbständig wolle er werden, furchtlos auch gegen eine Welt, wenn sie einstürzt.

Auch wir ringen um solche Kraft. Aber hört! Es war ein Mensch, der sprach so und sagte: Alles darf man verlieren, nur die Selbstachtung nicht! Er fand, daß Menschenfurcht verächtlich sei, und machte Ernst mit seiner Erkenntnis. Es ist nicht leicht, damit Ernst zu machen. Denkt nur: um Amtes, um Familie, um Geldes, um Ehre, um Freundschaft, um Ordnung oder was sonst willen auch nur einen Titel der erkannten Wahrheit preisgeben ist Menschenfurcht. Der Mann, von dem wir sprechen, hatte eine gute Anstellung, und er wußte, daß gewisse Meinungen und Ansichten seinen Vorgesetzten wohlgefielen. Er ertappte sich darauf, daß er mitunter den Schein zu erregen suchte, als teilte er jene Ansichten, obwohl es in Wahrheit nicht der Fall war. Seht, nun hätte er eigentlich sich nicht mehr achten können. Aber er machte es anders, er sagte sich sehr verständig, ganz wahrhaftig könne eben keiner sein, das sei so schlimm nicht, und wenn er sich nur vor dem Gröbsten hüte, so wolle er seine Selbstachtung und sein Selbstvertrauen behalten. Was kommen mußte, kam. Jedesmal, wenn er es nun für vorteilhaft hielt, eine andre Ansicht zu äußern, als er in Wahrheit hegte, erinnerte er sich daran, daß das ja nicht so schlimm sei, und daß er sich vorgenommen hatte, deshalb seine Selbstachtung noch nicht zu verlieren. Da nun nichts in ihm den Gedanken, die irgend eine Unwahrhaftigkeit als vorteilhaft hinstellten, wirklich energisch Widerstand leistete, so wurden sie immer öfter siegreich und der Mann immer mehr zum Heuchler. Aber seine Selbstachtung und sein Selbstvertrauen verlor er nicht. Im Gegenteil, jetzt war er erst recht stolz, zwar nicht mehr auf seine Wahrhaftigkeit, aber auf seine „Gewandtheit" und „Weltklugheit." — Wäre es nicht kraftvoller, wäre es nicht stärker und mannhafter, mutig sich selbst und seinem Gott zu bekennen, wie viel, wie unendlich viel noch fehle, und mit neuer, gotterbetner Kraft immer von neuem den Kampf um das Höchste, den Kampf um das Ganze zu beginnen? Und darum: Aus der Tiefe!

Das hören einige mit Wohlgefallen und sprechen: Jawohl! In die Tiefe muß, wer auf die Höhe will! Aber wenn man zum Glauben gekommen ist, dann ist man stark; dann kann man in aller Anfechtung sich darauf berufen. Dann steht man auf der Höhe. Glaubensgewißheit muß man haben. — Wir wollen ihnen sagen: Uns befremdet eure Glaubensgewißheit. Von dem, der in unserm Volke der Gewisseste war im Glauben, wissen wir, wie oft es ihm alles ungewiß ward. Wißt ihr euch wirklich frei von allem halben Werk? Und wenn ihr denn gesteht: Nein, sondern alle Menschen sind Sünder, auch die Gläubigen: wie könnt ihr dabei auf der Höhe des Glaubens bleiben? Wessen Gott gegen das Thun des Menschen so merkwürdig unveränderlich ist, dessen Gott ist wohl gar tot? Daß ihr ihn öfter verlöret, damit ihr ihn fändet! Fühlt doch, wie fern ihr noch dem lebendigen Gott seid, wie gar wenig auf der Höhe, wie gar sehr in der Tiefe!

Und es tritt noch einer zu uns und spricht: Mein Leben lebe ich in der Tiefe. Ich weiß, daß ich nichts kann. Was soll ich thun? Stille sein und warten: das ist alles. — Mein Freund, wirf auch deine Demut hinweg, damit du in die Tiefe gelangest! Wahrhaft in der Tiefe ist nur der, der hinausmöchte, der darnach ringt und kämpft und sich sehnt und es auch angreift. Aber die weichlichen Gemüter, die sich wohl fühlen in der Tiefe, wie können die von Tiefe reden? Sie kennen ja nicht die Schrecklichkeit des Verzweiflungsschreis „aus der Tiefe!" Für sie ists nicht Tiefe und nicht Höhe, sondern das bequeme Bett ihrer unmännlichen Gefühligkeit.

Das Recht, aus der Tiefe zum Herrn zu schreien, hat nur

der, der mit ganzem, vollem Ernste zu der Höhe emporstrebt, auf der der Herr steht.

Es giebt manche Tiefe des Schmerzes um ein verlornes Gut, manche Tiefe der furchteinflößenden Sorge. Sie verschwinden, gemessen an dem einzig untrüglichen Maßstabe der Entfernung von Gott.

Es geht wohl schon im Irdischen so, daß die Unterschiede zwischen Höhen und Tiefen von ferne gesehen verschwinden. In den Sternen unterscheiden wir meilenweite Abstände nicht mehr. Noch anders ist es auf dem Gebiete der Gott zustrebenden Geister. Du kannst in der Stunde, da der Freund deiner Tage ins Grab sinkt, so nahe beim Vater sein, zu dem er ging, und darum so hoch über der Welt; und du kannst am Tage des Jubels, da du auf der Höhe des Lebens erscheinst, so tief, so unendlich tief stehen, weil von Gott so fern.

Es giebt manche Tiefen, aber nur eine Tiefe, die Tiefe, aus der man zum Herrn schreit, weil man sich vom Herrn so fern weiß.

Ists also die Sünde, die uns dem Herrn entfremdet und in die Tiefe wirft?

Vielmehr, daß wir Gott fremd sind, das ist unsre Sünde, unsre einzige Sünde.

Ist denn nicht Sünde Verfehlung wider das Sittengesetz?

Es giebt kein Sittengesetz, denn den lebendigen Gott! —

Ob wir durch diese That und jene Unterlassung Gott ferne gerückt sind, oder ob wir ehrbarlich vor uns hinwandelten ohne Gott — gegen Gott ist nicht schlimmer als ohne Gott — Gottferne oder Gottnähe ist der einzige Unterschied, ist das Gesetz unsers Lebens. Gottferne ist Tiefe, Gottnähe ist Höhe; Gottferne ist Tod, Gottnähe ist Leben; Gottferne ist Sünde, Gottnähe ist Vollkommenheit. Es giebt nur das eine Maß.

Bs

Die schottische Freikirche

Vom 18. bis 28. Mai 1893 beging die Free Church of Scotland in Edinburg ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Man verband diese Feier mit der alljährlichen Zusammenkunft ihrer Deputirten, bei der der abgehende Moderator die Festpredigt, der neuantretende die einleitende und abschließende Rede zu halten hat. Daneben wird in besondern Versammlungen über die verschiednen Zweige der kirchlichen Arbeit berichtet oder auch über etwaige Aenderungen beraten. Diesesmal trugen alle diese Verhandlungen naturgemäß einen besonders festlichen Charakter. Auch andre Kirchen waren weit mehr, als es sonst Sitte ist, durch Abgeordnete vertreten, nicht nur die übrigen presbyterianischen Gemeinschaften, die United, die English und die Irish Presbyterian Church (die National Presbyterian Church schickte wenigstens einen Glückwunsch), sondern auch die Congregational, die Baptist, die Welsh Calvinistic Methodist Union, die Wesleyan Conference, die Waldenser, die holländischen, böhmischen und mährischen Reformirten. Der Premierminister Gladstone hatte an den Moderator einen Brief gerichtet, in dem er besonders das diplomatische und finanzielle Geschick in der Leitung der Freikirche anerkannte; von Theologen des Festlandes hatte namentlich Professor Godet einen Glückwunsch geschickt. Und so dürfte auch für uns ein Blick auf das verflossene halbe Jahrhundert freikirchlichen Lebens in Schottland von Interesse sein, um so mehr, als, wie über viele andre religiöse Verhältnisse in Großbritannien und Amerika, so namentlich über jene Kirche bei uns auch jetzt noch recht vielfach sehr verkehrte Vorstellungen herrschen.*)

Als im vorigen Jahrhundert von John Wesley jene Neubelebung des Christentums in England ausging, da trat auch in Schottland dem bisher allmächtigen, verweltlichten Moderatismus eine strengere und volkstümlichere evangelikale Richtung gegenüber, die 1830 zuerst auf der General Assembly die Majorität erhielt. Hier setzte sie 1834 das Vetorecht der Gemeinden gegen den vom Patron präsentirten Geistlichen durch. Damit sollten den Gemeindegliedern, während sie gleichzeitig zu neuer und aufopfernder Selbstthätigkeit angeregt wurden, auch größere Rechte eingeräumt, sollte den Lockungen der ihren Mitgliedern viel größern Einfluß gewährenden Dissentergemeinden vorgebeugt und sollte endlich auch einem durch den Fortschritt der bürgerlichen Freiheiten angeregten Drang genügt werden.

*) Die Auseinandersetzung über „Die schottische Landeskirche“ bei Kurtz, Lehrbuch der Kirchengeschichte, 10. Aufl. § 202, 7 wird in der englischen Ausgabe von Macpherson, 1890, III, 372, 1, als very confused, wholly in adequate and in some points positively incorrect bezeichnet, ist aber auch in der 12. Auflage völlig unverändert geblieben. Dafür bleibt nach wie vor Julius Köstlin, Die schottische Kirche, 1852, die zuverlässigste deutsche Quelle für deren Anfänge und ist deshalb auch im Obigen mehrfach benutzt worden.

Aber die bürgerlichen Gerichtshöfe erkannten dieses Recht nicht an, sprachen den Abgewiesenen nicht nur die Einkünfte der Pfarrstelle zu, sondern geboten auch den kirchlichen Organen unter Strafandrohung, sie zu ordiniren. Durch weitere Streitpunkte wurde der Zwiespalt immer tiefer, die Unruhe und Aufregung im ganzen Volke infolge von synodalen und Gerichtsverhandlungen, Predigten und Flugschriften immer größer. Eine zweimalige Appellation an die Königin und das Parlament blieb erfolglos; so kam es denn auf der Assembly des Jahres 1843 zum Bruch.

Sie wurde noch in der herkömmlichen Art eingeleitet; aber bei dem großen offnen Empfang, den der königliche Kommissar, Lord Bute, nach gewohnter Weise am Morgen des 18. Mai im Holyroodpalaste hielt, stürzte durch einen Zufall das Bild Wilhelms III. von der Wand, wie zur Vorbedeutung für das Loos der von ihm hergestellten Staatskirche.

Nachmittags fand in St. Gilles der Eröffnungsgottesdienst statt; der Professor der Kirchengeschichte Dr. David Welsh predigte über Röm. 14, 5: Ein jeglicher sei in seiner Meinung gewiß. Er ging offen auf das bevorstehende Ereignis ein, Mahnungen zur Nachgiebigkeit hielt er entgegen: wir können nichts nachgeben von dem, was das Gewissen befiehlt; er führte einen Ausspruch Luthers an: „Ihr wollt den Frieden; aber es ist der Friede der Welt, nicht der Friede Christi,“ und fügte bei: ihr sprecht mit Israel: Frieden! Frieden! Sprecht lieber mit Christus: das Kreuz! das Kreuz! — Halb drei Uhr wurde endlich die Assembly in der Kirche St. Andrew in Georgestreet mit Gebet eröffnet, aber sofort verlas Dr. Welsh den erwarteten Protest, verneigte sich ehrfurchtsvoll vor dem königlichen Kommissar und verließ die Versammlung. Einige andre folgten ihm; aber noch konnte man glauben, es handle sich nur um ein paar Andersdenkende, noch konnte sich die Rechte im stillen freuen, diese Querköpfe loszuwerden: da erhoben sie sich auf der Linken einer nach dem andern, Junge und Alte, Geistliche und Laien, langsam, bedächtig, ernst, viele mit Thränen in den Augen, und verließen die Kirche. Die Konservativen spielten erst die Gleichgiltigen, dann waren sie offenbar erstaunt, zuletzt graute ihnen in ihrer Vereinsamung. 125 Geistliche und 77 Aelteste hatten sich von ihnen losgesagt.

Als die ersten im Freien erschienen, machte ihnen die dort versammelte Menge lautlos Platz. Viele nahmen, unwillkürlich von fast religiöser Ehrfurcht ergriffen, den Hut ab; man sah harte Männer still für sich hin weinen; man hörte nur verhaltenes Schluchzen oder ein gepreßtes God bless you. Damit geleiteten sie jene 202, von denen jeder wußte, er habe seinem Gewissen gehorcht, von denen aber mancher nicht wußte, wo er morgen für sich und die Seinen Brot finden sollte.

Am Abend desselben Tages saß Lord Francis Jeffrey, der berühmte Kritiker und Politiker, in seiner Bibliothek und las; er war damals siebzig Jahre alt. Plötzlich trat ein Freund bei ihm ein: „Weißt du? Mehr als vierhundert sind ausgetreten!“ Da warf Lord Jeffrey sein Buch hin, richtete sich lebhaft auf und rief: „Ich bin stolz auf mein Land! In keinem andern Lande der Welt könnte so etwas geschehen!“

Aber das Wunderbarste folgte erst noch.

Die Ausgetretenen hatten sich sofort in Tanfield Hall als erste Assemby der „Freien Kirche von Schottland“ konstituirt. Als Mitglieder traten alle Geistlichen ein, die dem Protest beigestimmt, und je ein Aeltester von den Ortskirchenvätern, die sich angeschlossen hatten. Dr. Chalmers*), der früher immer

*) Vgl. 1892 Nr. 22, Sp. 488 ff.

die Staatskirche verteidigt hatte und auch jetzt ausdrücklich aus staatskirchlichen Prinzipien die befleckte Staatskirche verlassen haben wollte, wurde der erste Moderator und leitete die ersten notwendigsten Unternehmungen der neuen Gemeinschaft. Denn nach den bestehenden Gesetzen verstand es sich von selbst, daß die Austretenden selbst da, wo sie die ganze Gemeinde eines Ortes bildeten, auf die Kirchen und Schulgebäude, sowie auf die Zehnten zu verzichten hatten; denn alles das war Eigentum der Staatskirche. Daher entwarf schon die erste Assembly den Plan, fünfhundert neue Kirchen zu bauen, und in der That brachte man schon im ersten Jahre 366000 Pfund Sterling auf.

Rührend war die Aufopferung, mit der gerade die Aermern und die Aermsten an diesen Leistungen sich beteiligten: wenngleich die Gegner ihnen vorwerfen mochten, daß es ihrem Eifer an Einsicht und klarer Unterscheidung mangle, sofern sie alles, was sie für jenes äußere Kirchenwesen thaten, unmittelbar dem Herrn gethan zu haben meinten. Auch war mit dem kirchlichen Eifer großenteils ein heftiger, bitterer Geist verbunden, der die Staatskirche gar nicht mehr als eine Kirche, sondern nur noch als eine bürgerliche Anstalt und ein Ausharren in ihr schlechtweg als Abfall von dem Herrn betrachten wollte. Freilich wurden sie von ihr auch schlecht genug behandelt, und ebenso blieb das Parlament fort und fort ihren Bitten gegenüber taub.

Desto mehr fand die Free Church nicht nur bei andern Presbyterianern in England, Irland und Amerika, sondern auch bei der Société évangélique in Frankreich und der Église libre in der Schweiz Anerkennung und Unterstützung, also selbst bei solchen, die in dem Kirchenbegriff mit ihr nicht übereinstimmten. Denn in dieser Beziehung hielt die Freie Kirche ganz die bisherigen Formen und Grundsätze fest. Sie fand es nicht für nötig, an den Sätzen des Westminsterbekenntnisses über das Verhältnis zur Obrigkeit ausdrücklich etwas zu verändern; nur nahm sie in die Verpflichtungsformeln für die Aeltesten und für die Prediger eine besondre Erklärung gegen die Eingriffe des Staates auf. Uebrigens wurde wenigstens jenes Vetorecht schon 1846 vom Staat zugestanden und 1874 auch der letzte Rest der Patronatsrechte aufgehoben; aber trotzdem blieb die Freikirche separirt. Indes schlossen sich ihr 1852 die Original Seceders (von 1733) und 1876 die Majorität der Reformed Presbyterians (von 1743) an. Jetzt aber wird von verschiednen Seiten, wie diese Bestrebungen überhaupt in England an der Tagesordnung sind, zunächst wenigstens eine Wiedervereinigung der presbyterianischen Kirchen geplant.

Wie die Freikirche sich selbst als die eigentliche Fortsetzung der alten schottischen nationalen Kirche betrachtete, so übernahm sie auch von dieser den Missionseifer. Waren ihr doch deren sämtliche bisherigen Missionare beigetreten, wenngleich sie dadurch gehaltlos wurden; denn das gesamte Missionseigentum gehörte eben auch der Staatskirche. Aber der zur Organisation der freikirchlichen Mission in die Heimat zurückgerufene Dr. Duff wußte die finanzielle Bedrängnis zu überwinden. Und wie damals die Einkünfte plötzlich beträchtlich stiegen, so haben sie vorletztes Jahr um 1100 Pfd. Sterling zugenommen und betrugen nicht weniger als 18200 Pfd. Sterling. Dazu haben sich voriges Jahr 90 junge Leute, Theologen und Mediziner, darunter 9 Mädchen, der Mission zur Verfügung gestellt, gegen 64 im vorvergangenen Jahre. Auch unter den Juden Galiläas arbeitet man mit bemerkenswertem Erfolg. Von den Unternehmungen der innern Mission endlich blühen besonders die Gilden, deren es letztes Jahr 361 gab, gegen 326 im vorletzten und 116 vor vier Jahren. Dagegen ist der Besuch der Sonntagsschulen für junge Leute zurückgegangen, aber nur was die dogmatischen, nicht was die biblischen Klassen betrifft. Und das führt uns endlich zu der Entwicklung der Theologie in der Freikirche hinüber.

Sie nannte sich so mit Bezug auf ihre kirchenpolitische Stellung; jetzt ist sie es auch in theologischer Beziehung. Noch vor zwölf Jahren wurde Professor Robertson Smith wegen seiner freien Stellung zum Alten Testament vom akademischen Lehrstuhl entfernt; 1890 wurden M. Dods und A. Bruce trotz ihrer liberalen Toleranz gegen heterodoxe Auffassung von der

Trinität, Gottheit und Auferstehung Christi, Versöhnung und Inspiration in ihren Aemtern belassen. Bruce fordert außerdem in seinem Buch The Kingdom of God (1889, S. 329 ff.), unter Rückgang auf das Christentum Christi Katechismus und Credos umzuändern, und voriges Jahr wurde endlich ein Declaratory Act angenommen, durch den das von den Geistlichen abzulegende Gelübde eingeschränkt wird. Zwar versuchten auch auf der letzten Generalversammlung die streng orthodoxen Hochländer durch den Mund eines Reverend Galbraith die Abschaffung dieser wohlthätigen Maßregel zu erreichen; aber auf Prinzipal Rainys Veranlassung hin bezeichnete das die Versammlung mit überwältigender Majorität als schlechthin unmöglich. Und der Moderator für das Jubeljahr, Dr. Walter C. Smith, formulirte das Verhältnis des alten und neuen Glaubens in seiner Eröffnungsrede mit den Worten, die auch meinen Bericht beschließen mögen:

Gewiß hängen wir noch, einer wie der andre, dem alten evangelischen Glauben mit seiner Kardinallehre von der Gnade an, der durch mancherlei Erfahrungen von der Stärkung, der Hoffnung, dem Trost, den er uns in manchen Tagen der Heimsuchung brachte, unaustilgbar und für immer dem schottischen Charakter eingeimpft ist. Aber obwohl wir noch durch diesen Glauben leben, läßt sich doch nicht leugnen, daß die Form, in der er jetzt gewöhnlich dargestellt wird, sich etwas von der, die er selbst noch in der Jugend vieler von uns hatte, unterscheidet. Ich sage nicht, daß irgend etwas Neues darin wäre, irgend etwas, das nicht von Anfang an dagewesen wäre. Die Gegenstände sind dieselben; nur werden sie etwas abweichend geordnet. So wird die Allmacht Gottes jetzt meist auf die Vaterschaft Gottes gegründet, und sein absoluter Wille tritt hinter seiner unendlichen Liebe zurück. Das ist die Anschauung, die wir natürlicherweise durch die Person und Lehre Christi empfangen, und er, der persönliche, geschichtliche Christus, wie ihn die Evangelien offenbaren, beherrscht heute unsre Gedanken mehr als das dogmatische Christentum, das die Briefe predigen. Mehr und mehr regt sich die Neigung, die leitenden Gesichtspunkte für die Dogmatik direkt von Jesus zu entnehmen und die Worte der Apostel denen ihres Meisters, dem sie dienten, unterzuordnen. Der konkrete, geschichtliche Christus, er steht im Mittelpunkte des modernen Denkens. . . . Nun wissen wir recht gut, was der alte Evangelikalismus konnte. Wir wissen, was er für England im Zeitalter des Puritanismus that, und für uns selbst in der Zeit bittrer Verfolgung. Wir wissen, was er durch Whitefield für die Kohlenarbeiter von Kingswood und in der Hand Wesleys für die Bergleute von Cornwall that. Aber wir haben noch keine ähnliche Erfahrung von dem, was durch diesen Glauben an den persönlichen, geschichtlichen Christus erreicht werden kann. Daß er das empfundne Bedürfnis mancher gebildeten, nachdenklichen Leute befriedigt, ist zugegeben. Aber wir haben noch zu lernen, was er auf dem weiten Felde der Sünde und Versuchung ausrichten kann; ob er ebenso wirksam mit den rohen, wilden, elementaren Kräften der menschlichen Natur fertig werden kann, als der alte Evangelikalismus konnte. Wenn er nicht so allgemein menschlich ist, wird er nicht lange dauern. Wenn er nur eine besondre Klasse erreicht, wird er eine vorübergehende Phase sein. Logik, Kritik, klares, zusammenhängendes Denken sind alle in ihrer Art wertvoll; aber der Prüfstein für unser Evangelium ist, ob es das Werk des Herrn thun kann, nicht bloß für einige, sondern für alle; nicht bloß die Herde weiden, sondern auch die Verirrten und Verlornen sammeln.

C C

Ein Held unsrer Zeit

J. W. Potapenko Na djeistwitjelnoi sslujbe, St. Petersburg. (Im wirklichen Dienst.) Edition Pawlenkow. 1891. 169 Seiten. 1 Rbl.*)

Der russische Roman Turgenjews ist bekanntlich arm an Helden, d. h. an positiven Naturen, die die Träger einer Handlung sind und Ideale sittlicher Natur im Leben verwirklichen. Ein negativer, problematischer Zug, der an Hamlet erinnert, kennzeichnet die große Mehrzahl der Romancharaktere der modernen russischen Litteratur, die für Deutschland eigentlich erst mit Puschkin, Lermontow und Gogolj beginnt. Die Tiefe der psychologischen Pathologie ist bewunderungswürdig, unübertroffen; die Schärfe der Charakterzeichnung steht vollendet da: dennoch fehlt diesen Personen der weltüberwindende Charaktergehalt einer das Leben erst wahrhaft lebenswert machenden beglückenden Idee, der echte sittliche Inhalt eines

---

*) Zum Ende meiner Lektüre des russischen Originals fiel mir die gute Uebersetzung der Deutschen Verlagsanstalt in die Hände: Potapenko. Ein Auserwählter. Roman aus dem Russischen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1893. Ich kann sie sehr empfehlen, wenngleich sie mir hie und da den prägnanten Dialog des Volks mit seinen außerordentlichen psychischen Feinheiten noch nicht genau genug zu würdigen scheint.

religiösen Glaubensideals, das zur That im Leben drängt, und der Eindruck, den wir vom Gesamtbilde dieser mehr oder weniger vom Pessimismus angesteckten Lebensläufe erhalten, ist ein unbefriedigender, tragischer. Lermontows Petschorin, in dem die Ueberschrift unsrer Skizze tragenden Romane des hochbegabten russischen Dichters, ist der litterarische Typus für eine Reihe von Charakterfiguren, deren Entstehung auf Byrons Einfluß hinweist; die Poesie der Ironie, des Weltschmerzes, der Zerrissenheit läßt es nicht zu Männern der That kommen, die sittliche Ideale aus sich zu erzeugen und ihnen treu zu bleiben vermöchten. Um so freudiger begrüßen wir eine vom Hergebrachten abweichende ideale Charaktererscheinung des russischen Romans, je mehr diese in der Auffassung ihrer Lebensaufgaben ein Held unsrer sozialen Zeit und ein Retter zu werden verspricht. —

Kyrill Obnowlensky hat die geistliche Akademie in St. Petersburg mit Auszeichnung beendet. Der gelehrte Grad eines magister theologiae eröffnet ihm eine an Ehren und Anerkennung reiche Karriere auf einem Lehrstuhle oder an einer Stadtkathedrale. Er erfreut sich der besondern Gunst des Bischofs und seines Seminar-Rektors; dennoch treibt es ihn, den Geringsten unter seinen Freunden zu dienen. Selbst der Sohn eines biedern, armen Diakons aus dem Dorfe Ustimjewka fühlt er sich am wohlsten, wenn er dem Treiben der Großstadt den Rücken kehren kann. Der Seelsorge an seinem geliebten Volke in der Stille des Landlebens sich widmen zu dürfen, erscheint ihm ein erstrebenswertes Loos.

Er erklärt dem sich erst allmählich an diesen Gedanken gewöhnenden Vater mit Entschiedenheit:

Ich will, daß mein Leben einen Sinn habe, das ist alles. — — Wenn mich auch sonst niemand verstehn sollte, Sie, Väterchen, müssen mich verstehn. Von Kindesbeinen an habe ich auf dem Lande gelebt; unser Heimatsdorf ist arm. Da habe ich den Bauer beobachten können, wie er in ärgster Finsternis dahin lebt und sich zu Tode quält. Seine Finsternis stammt aus seiner Armut, die Armut aus der Finsternis. Diese beiden sind aneinander geschmiedet. Um seiner Armut willen gewann ich ihn schon damals lieb, in meinen Kinderjahren. Nun habe ich fleißig in den Büchern studirt und im Verkehr mit klugen Leuten meinen Verstand entwickelt. Ich begriff, daß ein Leben so in den Tag hinein des Menschengeistes unwürdig sei. Und der Grundsatz gewann Kraft in mir: Hast du deinen Geist erleuchtet, so erleuchte auch deinen Nächsten, damit dein Leben eine Spur hinterlasse. Wie dunkel es aber unter den armen, unwissenden Dorfmenschen ist, wißt ihr, Väterchen, am besten. Man sollte da erleuchten, wo es so dunkel ist. Darum, teurer Vater, verschmähte ich eine hohe Karriere und beschloß Dorfpriester zu werden.

Der alte schlichte, aber würdige Vater ist der erste, der diesen Idealismus zu verstehen fähig ist. Er schließt den Sohn in seine Arme:

Du bist ein rechtschaffner Mensch! — Ja — ja — das ist gut evangelisch — evangelisch gehandelt.

Im Hause seiner zukünftigen Schwiegereltern kommt es zur ersten ergötzlichen Kollision der Weltanschauungen. Die Frau des Erzpriesters, die auch zum Ende des Romans im Hause der jung Vermählten als rettender Engel zu erscheinen nicht unterlassen kann, da sie bei diesem Idealismus auf dem Dorfe den endlichen völligen Bankerott ihrer Kinder befürchtet, — vertritt schon im Kathedralhause dem jungen Magistranden gegenüber das konservativ-retardirende Prinzip.

Auf die Bemerkung ihres Mannes: „Er will eben evangelisch handeln!“ zeigt sich auf ihrem Antlitze eine Röte der Verlegenheit:

Aber liebster Vater Gabriel! stehts denn im Evangelium, daß man unbedingt auf dem Dorfe leben müsse!

Sie möchte ihre Tochter doch lieber an einer Stadtkathedrale versorgt sehn. Ein Besuch bei Sr. Eminenz sollte die Entscheidung bringen.

Diese Gestalt ist eine ausgezeichnete Figur des Romans, wie aus dem Leben geschnitten. Er ist alt. Etwas Vornehmes, Gütiges, Wohlwollendes giebt ihm ungesucht die Würde kirchenregimentlicher Grandezza, jenen Zug natürlicher Salbung, möchte ich sagen, der den hohen russischen Kirchenfürsten im Umgang oft sehr vorteilhaft von seinen Konfessionskollegen unterscheidet. Es ist das liebenswürdige russische Herz, das bei Lauterkeit der Gesinnung und höheren Geistesbildung im Seidentalar des Bischofs es ungescheut mit jedem seinesgleichen in Rom und Wittenberg aufnehmen darf. Soll ich sagen, was der Hauptreiz dieses liebevoll gezeichneten Bildes ist? Es ist die Liebenswürdigkeit eines lautern Charakters, die nichts von der kirchenregimentlichen Steifheit und Pedanterie eines ergrauten Philisters an sich hat. Auch jeder Zug aus dem Porträt des „Patriarchen“ im „Nathan“ fehlt in diesem wohlwollenden Antlitz. Wir gewinnen den „Hochwürdigen“ als Hirten lieb. Es ist dem Dichter gelungen, das zu zeichnen, was ich mit für das Schwierigste an litterarischer Charakterdarstellung halte: den Reiz persönlicher Liebenswürdigkeit eines edeln Herzens. Um diesen Eindruck ungesucht beim Leser zu erreichen, kommt es mehr auf das, „wie ers sagt,“ als auf das „Was“ an. Blickt etwa der Schalk dem Verfasser an solchen Stellen über die Achsel, wo es vom Bischof heißt:

Sein Gesicht war schlicht und ohne Falsch. Er selbst war ein guter Mensch. Doch liebte er es zu zeigen, daß er streng sei und den Sprengel mit eisernem Zügel lenke.

Doch nein! — Am Schluß der Handlung greift der Bischof in der That, mit einem Blicke die Lage durchschauend und die Unwahrheit züchtigend sehr achtungswert in die Zügel der Regierung. Welch ein Vorbild auch für einen episcopus evangelicus! (Ist doch die Kirchenzuchtfrage die Achillesferse der evangelischen Kirche.)

Kyrill erklärt sich. Der Bischof ist entzückt.

Das ist sehr gescheit von dir! Gott segne dich, mein Sohn! Ich werde dich den andern zum Muster hinstellen!

Er erhob sich, trat an Kyrill heran und küßte ihn auf die Stirn.

Dieser kleine, feine Zug ist Goldes wert. Das kirchenregimentlich-büreaukratische Verhältnis erscheint in den Gesprächen dieses Bischofs als das patriarchalische. Die gewinnende geistliche Persönlichkeit läßt jeden geistlichen Apparat verschwinden: ein Bischof von Gottes Gnaden! —

Um die Leser nicht zu ermüden, versagen wirs uns, die Fülle jener liebenswürdigen Runzeln und psychologischen Grübchen, jene Winkel und Hieroglyphen des Gemüts aufzuspüren, von denen es im Gesichte eines jeden guten Romans wimmelt.

Ustimjewka — Kyrills Heimatsdorf, des greisen Vaters Wirkungsort — eröffnet im Familienkreise des Dorfpriesters dem jungen Idealisten und heimkehrenden Magistranden neue Spießruten. Ein altes Weib erkennt ihn zuerst: „Kyrjnscha ist angekommen, da ist er!“ Aus dem Herzen kommt dieser heimatliche Ruf. Das ganze Dorf ist auf den Beinen, den jungen Magistranden zu sehn. Aber der Kladderadatsch der Enttäuschung bleibt dem Leser nicht erspart, der sich übrigens im geheimen gewiß schon darauf freut, wie der junge Dorfparsifal sich mit den — wie Goethe es nennt — „retardirenden Dämonen“ des wahren Weltfortschritts im Vaterhause auseinandersetzen wird: jenem idealelosen Unverstande eines Standpunkts, dem die gute Karriere das „Beste auf der Welt“ zu sein scheint. Es giebt natürlich viel weibliche Thränen der Mutter und Tante, manche gekränkte Miene und beim jüngern Seminaristen und Bruder gar ein überlegnes Lächeln, das sich in Cigarrettendampf hüllt. Ihnen fehlt eben „die Bildung für so abstrakte Sachen, wie die Lehre von der Nächstenliebe auf evangelischer Grundlage.“

Es ist das eine der vielen trefflichen und zeitgemäßen Betrachtungen, für die der Verfasser jedenfalls eher die „Stanislaschka“ im Knopfloch als Sibirien verdienen dürfte!

Endlich ist das junge Ehepaar Mura und Kyrill unter Dach und Fach im Pfarrhause von Lugowoje. Sein Ideal beginnt sich zu verwirklichen. Als geweihter Dorfpriester tritt er seiner Gattin zum erstenmal im Predigerrock entgegen.

Wie du sonderbar bist, so häßlich, rein lächerlich! ruft Mura schon unter Thränen lächelnd, die ihr der neue Anfang in der Fremde auspreßte.

Er betrachtet sich im Spiegel und muß gleichfalls lächeln.

Doch man gewöhnt sich an alles. Oder ist dieses Lächeln anders zu deuten? Als Luther vom Kurfürsten feines Tuch zu einer geistlichen Kleidung geschenkt bekommt — lächelt er vielleicht auch. Das Erste berichtet die geschichtliche Tradition — ob auch das Zweite, weiß ich nicht. Bekanntlich wird aber dieses Geschenk die Veranlassung, sein katholisches Mönchsgewand abzulegen.

Von Kyrill wird uns das noch nicht berichtet; aber am Schluß des Romans deutet uns der Verfasser in feinster Weise an, in welchem Augenblick der Same solcher Zukunftsgedanken vielleicht auch in die Seele dieses jungen russischen Dorfpriesters gefallen sein kann. Es ist der Moment, wo er als der evangelisch-soziale Wohlthäter seiner Gemeinde und als der werkthätige Christ die Achtung einer edeln und gebildeten Weltdame gewonnen hat, die der Kirche bisher fernstand und die Geistlichkeit lediglich als einen Staatsmechanismus hinnahm, wie eine Sache, an die man sich eben wie an vieles andre gewöhnen müsse. Aber Mura, der die tiefere Welt- und Geistesbildung fehlt, hat soeben nur das unbestimmte, unklare Gefühl niederzukämpfen, als trete etwas Fremdes zwischen sie und den geliebten Mann. Vielleicht ahnt sie es instinktiv, daß es sein evangelisch erfaßter Beruf ist, dessen idealem Thatendrange zu folgen sie nicht die Kongenialität besitzt.

Vater Rodion Manuskriptow, eine ehrliche Seele, mit sechs hoffnungsvollen Töchtern im Hause, ist sein Kollege in Lugowoje. Kantor und Diakon vervollständigen die geistliche Trias an der Dorfkirche, an die Kyrill nun als Hauptpriester tritt, und wo er — wie es sich bald zum Schrecken aller leidend dabei Beteiligten erweist — höchst gefährliche Neuerungen einführt.

Zu den Traditionen des geistlichen Standes gehörte ein immerwährender Kampf mit den Eingepfarrten um die Einkünfte. Die Auseinandersetzung der beiden Amtsbrüder über diesen Punkt ist klassisch und von großer psychologischer Feinheit. Bei Vater Rodion ist es keineswegs materielle Interessirtheit, es ist mehr die Sorge um die Familie. Es ist nicht zu leugnen, daß Kyrill das von ihm als wahr Erkannte höher stellt als das momentane Wohlergehen seiner Familie. Nur Kurzsichtigkeit wird dem aufopferungsfähigen Leib- und Seelsorger seiner Gemeinde, der heroisch sein eignes Leben und sein Liebstes in diesem Leben Entbehrungen preisgibt, Mangel an Liebe für die Seinen vorwerfen können. Und ganz in der Ordnung finden sollte es jeder evangelische Christ, daß Kyrill in der strikten Befolgung der Forderung seines Herrn nun auch die Wahrheit von Matth. 10, 35—37; Luk. 14, 26—27; Mark. 10, 29—30; Luk. 18, 29—30 erfahren muß.

In Makarij Ssiloamskij hat uns dagegen der Dichter einen jungen eben vom Seminar gekommenen Priester geschildert, dem Karriere und Einnahmen und das Wohlergehn seiner Familie das Seelenheil seiner Pfarrkinder in den Hintergrund drängen. Er ist aller Ideale bar. Der vom Bischof an die Stelle Vater Rodions nach Lugowoje gesandte Neuling zeigt, obgleich es sein erstes Pfarramt ist, schon sofort eine Weltgewandtheit und Geschmeidigkeit, zugleich einen auffallenden Scharfblick für das rein Geschäftliche, daß der Leser leicht merkt, wie Kyrill und Makarij Antipoden werden müssen. Der Verfasser rechnet solche Naturen im Gewande des Priesters zu der Klasse der „amtlichen Routiniers." Es sind calami, modern ausgedrückt: Phonographen Gottes. „Ihr Herz ist ferne von ihm" — denn sie haben nur einen Geschäftsmechanismus in ihrem Busen.

Natürlich platzen die Geister bald aufeinander. Makarij sondirt zuerst einige Wochen den Nährgrund seiner Umgebung, macht bei den ersten Amtshandlungen zur größten Schadenfreude des Vorsängers und Diakons, die sich mittlerweile durch die selbstlose Güte Kyrills an einem Teil des Kirchenlands für ihre geringen Einnahmen schadlos halten dürfen, die niederschmetterndsten Erfahrungen in Betreff der höchst magern Honorare. Während der ideale Kyrill durch seine allem Feilschen abgeneigte Amtspraxis diese fast auf ein Nichts hat einschrumpfen lassen, versucht es Makarij gleich bei seinem ersten Besuche auf dem Gut mit Anspielungen auf gewisse materielle Vorteile, die ihm die Gutsherrin in Zukunft gewiß gewähren könnte, bemüht sich, Kyrill vergebens in seinen idealen evangelischen Grundsätzen zu erschüttern, und fährt schließlich zum Bischof, in dessen Kirchenchor er einst bevorzugter Sänger gewesen ist. Ihm ist der Standpunkt seines Kollegen absolut unverständlich.

„Er ist eben vernagelt. Es ist das sein Sparren!" — anders kann er sich die Sache gar nicht zurechtlegen, nachdem Kyrill ihm dürr heraus erklärt hat:

Wozu da noch lange Hin- und Herreden . . . . Wir haben eben

verschiedne Vorstellungen, Ziele und Motive. Sie brauchen Einnahmen, — ich habe sie nicht nötig. Für Sie ist ein Honorar ein Gegenstand der Freude — für mich eine Demütigung. Sie sind hergekommen, um eine gute Versorgung zu haben, — ich darum, um meine Kräfte in den Dienst der Armen und Unwissenden zu stellen. Wozu also die Auseinandersetzungen. Die Sache liegt völlig klar!

Der so Redende ist übrigens keineswegs von Hause aus vermögend, wie wir wissen, und es fehlt dem jungen Paar zum Entsetzen der alten treuen Magd bald das Notwendigste im eignen Hause. Er aber hat den Mut, zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit zu trachten, damit ihm alles andre zufalle.

Auch Vater Rodion ist dieser Standpunkt absolut unverständlich geblieben. Er wußte sichs nicht anders zu erklären: bei Kyrill müsse etwas im Kopfe nicht ganz richtig sein.

Makarij hat bei seiner bischöflichen Audienz kein Glück, obgleich er den Schwiegervater Kyrills, den Erzpriester an der Stadtkirche und den Vater Rektor vom Seminar zu dem Gange mit aufgeboten hat. Lächelnd empfängt sie die Eminenz. „O welch ein hochwürdiges Triumvirat!" Bevor sie noch ein Wort geredet haben, durchschaut er mit beneidenswertem oberhirtlichem Scharfblick die Gedanken ihrer Herzen und sagt ihnen allen dreien ihre geheimsten Gedanken auf den Kopf zu. Der junge idealistische Reformator auf dem Dorfe besitzt andauernd seine volle Sympathie, und er läßt ihn auch diesem Ansturm gegenüber nicht fallen.

Die Unterredung dauert nur einen Augenblick. Der Vierspänner steht auf den Bischof wartend bereits vor der Thür. Es wird alles im Hinausgehen abgemacht.

Schämt euch, meine Freunde — schämt euch! — — man sollte sich über eine so seltene Erscheinung seelsorgerischer Selbstlosigkeit freuen, wie sie dieser junge Priester uns zeigt — statt dessen kommt ihr mit Klagen. Er achtete das städtische Wohlleben gering, wies alle Ehren von sich und dient uneigennützig seinem Nächsten. Was ist denn Schlechtes dabei? Nun — du — Vater Rektor, anerkannter Dogmatiker — sage mir doch — was ist denn bei Lage der Dinge hier Schlechtes? —

Makarij hat die Dreistigkeit, eine Verdächtigung Kyrills auszusprechen. Da kommt er schön an.

Dummkopf! sagte der Bischof streng. Für diese Lüge verdientest du einen Monat ins Kloster gesteckt zu werden. In seinen Handlungen ist nichts Verdächtiges. Seine Seele ist rein, wie bei einem Kinde!

Mit dieser verblüffenden Wendung ist die Audienz beendet und der Idealismus in Lugowoje oberhirtlich sanktionirt. Ssiloamskij bleibt nichts übrig, als sich versetzen zu lassen.

Köstlich ist die Schilderung des russischen Volks im Roman, dieses liebenswürdigen, pietätvollen, autoritätsgläubigen, wahrhaft frommen Volks. Natürlich bildet der junge Batjuschka mit seinen Neuerungen Monate hindurch das Dorfgespräch. Er überreicht der Gutsherrin, die nur selten in der Kirche erscheint, bei ihrem ersten, wie zufälligen Auftreten in ihrem herrschaftlichen Gefühl nach beendetem Gottesdienst kein Weihbrötchen, was der Vater Rodion immer gethan. Ihm sind vor Gott eben alle gleich. Er ist ein sozialer Priester. Unter zwei Rubeln rührte sich sein Vorgänger nicht vom Fleck: dieser beerdigt in einer armen Familie umsonst. Auf der Einweihungsfeier des Kornbauern Marko Andrejitsch trinkt er nicht mehr als zwei Glas Schnaps und läßt sich durch kein Zureden des Hausherrn außer Fassung bringen.

Er macht Eindruck auf die Leute. Beim Verlassen der Hütte stellt ihm die vox populi folgendes Zeugnis aus:

Der ist aber gelehrt, — wirklich ein rechter Gelehrter. Es schadet nichts, daß er jung ist. Und wie ernst er aussieht. Unser Towkatsch mit seiner vorlauten Bemerkung — hat sich wirklich ausgegossen. Dieser Esel! — Wie er plötzlich in einen lahmen Trott verfiel, als ihm der Batjuschka heimleuchtete!

Alles wird bemerkt und in die Tafeln der Dorfchronik eingetragen.

Der alten Miroschnitschicha sagte er: „Du, Alte, mußt nur erst gesund werden. Stehst du erst auf, so arbeitest du es mir ab — wir werden schon ins Reine kommen. Stirbst du aber, nun, so berechnen wir uns in jener Welt!" berichtete jemand.

Sieh mal an! „in jener Welt," sagte er, — hm . . . bemerkten die Zuhörer.

Aber die kritische Entscheidungszeit bricht für die Gemeinde in Lugowoje in der Hungersnot an. Die Gluthitze des Elends

schmiedet unzerreißbare Ketten um die Herzen Kyrills und seiner Gemeinde. Es ist erhebend, zu sehen, wie auch die Gutsherrin aus einer kalten, zurückgezognen Menschenverächterin eine Diakonisse wird. Der junge Dorfpriester steht auf der Höhe seiner Aufgabe. Seiner Begeisterung und Menschenliebe gelingts, die Gutsherrin zu einer thätigen Christin zu machen. Er setzt alle Hebel in Bewegung, um den Hungertyphus, der ausgebrochen, unschädlich zu machen. Ein energischer kleiner Arzt aus der Stadt leistet ihm dabei bewundernswerte Dienste. Scharf und bestimmt ist diese treffliche Charaktersilhouette gezeichnet. Er schimpft immer, aber er ist ein edler, guter Mensch. Er hat die feste, durch Erfahrung bekräftigte Ueberzeugung, daß einige so recht wurzelechte populäre Schimpfworte allein die Kranken gesund machen. Ein sehr lebenswahrer Zug. Kyrill gegenüber, der einmal sich eine sanfte Einwendung erlaubt, bemerkt er:

Nehmen Sie mir das Recht, mich schlankweg von der Leber zu äußern, bei meiner Ehre — alle meine Geschicklichkeit fliegt zum Teufel.

Originell ist seine Art, Krankenwärterinnen zu werben. Einige alte Weiber schreit er an und stampft mit den Füßen:

Es kommt alles auf eins heraus! Ihr seid doch nur die reinen Tagediebe. Was? — Ansteckung fürchtest du? — Du bist bang vor dem Tode? — Da haben wirs! — Nun, was ist denn dabei? — Du stirbst eben, man scharrt dich ein, du verfaulst, die Würmer fressen dich auf — das ist die ganze Sache! Marsch — vorwärts! — Kein unnützes Geplapper!

Den städtischen Unterhändlern, die sofort die Marktpreise erhöhen, wird er eine wahre Gottesgeißel. Er schreit sie an:

Ihr seid mir gerade die Rechten. Ich werde euch kriegen, ihr Hundegesindel! — Wißt ihr auch, was ich machen kann? — In den Turm stecken lassen kann ich euch alle, wenn ihr nicht sofort menschlich Handel treibt. Ich kann sofort eine Kompagnie Soldaten aus der Stadt herbeirufen! Habt ihrs gehört?

Der Markt gerät in Angst und ermäßigt die Preise zur Normalhöhe. Die Bauern sind natürlich ganz entzückt von dem kleinen energischen Doktor.

So vereinigen sich hier Theologie, Medizin und Nationalökonomie (die Gutsherrin) zur Lösung der sozialen Frage auf dem Dorfe. Die Macht des Typhus wird gebrochen, und was wichtiger ist, Kyrill Obnowlenski ist im Handumdrehen die populärste Persönlichkeit in seiner Gemeinde geworden. Als er den ersten Gottesdienst nach der Katastrophe abhält, fühlt er, daß nun nichts mehr, keine Macht der Welt stark genug ist, das Band zu lösen, das Gott um die Herzen geschlungen hat. Der Boden für die tiefsten und einschneidensten sittlichen Reformen der Zukunft ist nun völlig geebnet. Er ist eine durch nichts mehr zu erschütternde Autorität seiner Gemeinde geworden. Das sagte ihm schon der dankbare Seufzer des kranken weinenden Greises:

Gottesmenschen [wörtlich: Christusmenschen] sind auf der Erde erschienen! Mein Gott — träumt mir — oder ist es wahr?

An diesem Bett fand er den ersten Samariterlohn für seine Nächstenliebe; noch klarer soll es ihm an jenem Sonntag werden, wo gleich nach Schluß des Gottesdienstes eine geheimnisvolle Bewegung durch die Gemeinde geht. Der Platz vor der Kirche ist so gefüllt, wie nach der Feier der Osternacht. Es kommt zur ergreifendsten Szene des Romans. Wie dankbar ist dieses Volk, wenn es wahre Liebe gespürt und im Herzen empfangen hat! Wir verweisen den Leser auf den Roman selbst und wollen nichts verraten. Wie ungeheuer ist der Einfluß, den Kyrill seit diesem Augenblicke erlangt hat! Alle fühlen es, daß eine neue Zeit für Lugowoje angebrochen ist. Es ist wie der Ostermorgen einer neuen Liebe, die in die Herzen ausgegossen wurde. Aus den Geburtswehen der schwarzen Tage (tschornij god) blitzt das Morgenrot eines neuen Geistes sittlicher Wiedergeburt — und Küsse und Thränen besiegeln die Geburtsstunde eines neuen sozialen Lebens in der wahren Jüngernachfolge Jesu.

Wir sind ausführlicher beim Inhalte dieser vortrefflichen, aus den Tiefen des Volks schöpfenden Erzählung stehen geblieben. Sie ist unsrer sozial zersetzten und im dialektischen Wirrwarr hin und her fragenden Zeit wie auf den Leib geschrieben. Daß es unmöglich ist, solche Erfolge zu erreichen, wie Kyrill, wird niemand behaupten dürfen, der das russische Herz kennt. Interessant ists auch, daß nur die liebeerfüllte Seelsorgerpersönlichkeit, nicht etwa ein begabter Prediger, diesen erwecklichen Einfluß auf die Gemeinde erwirbt. Im persönlichen Verkehr, bei Weihfesten, Beerdigungen, Taufen, Krankenbesuchen tritt er dem Bauer nah und lehrt ihn einen Charakter achten. Das wirkt mehr als bloßes Predigen, dem er, wie ausdrücklich betont ist, keine so große Bedeutung beimißt. Die Pfarrkinder gewöhnen sich auch an die beste Predigt als einen integrirenden Bestandteil der Messe: „Die alte Sau sitzt unter der Kanzel, schluckt die gegen sie gemünzten Predigten einfach herunter und wird dadurch sogar noch fetter.“ Treffender als mit diesem launig-derben Worte des jüngern Blumhardt läßt sich kaum das Elend eines opus operatum auch auf diesem Gebiete kennzeichnen. Für Kyrill hat nur das Wert, was einen Erfolg hinter sich hat. Darin ist er der realistische Russe, dem nichts imponirt, schon weil es das Hergebrachte ist. Aber er zerstört nichts Ueberkommnes eigenmächtig, sondern geht auch äußerlich die Wege des Reformators, der das Bestehende nur mit anderm Geiste erfüllt. Er kennt die Stellung des Volkes zum Amt, wie sie so naiv und treuherzig in den Worten Markuscha Andrejitschs sich ausspricht, der ihm seine Vorratskammern mit Kornsäcken füllt „aus Ehrfurcht vor der geistlichen Würde“ — dabei aber in die Worte ausbricht:

Sie beten für uns. Wir handeln so weiter und sündigen in einem zu, aber Sie beten uns aus dem Schuldbuch heraus.

Er hat jedoch zu viel Herzensbildung und fühlt zu sehr mit diesem gemütvoll-naiven Volke mit, um nicht hier zwischen den Zeilen lesen zu können und den gesunden Gemütskern aus dieser für den kalten und aufgeklärten Deutschen wunderlichen Rede herauszunehmen. Für die Zartheit seines priesterlichen Gewissens spricht der Umstand, daß er jedesmal bei Begrüßung mit seinen Gemeindegliedern sich immer noch nicht daran gewöhnen kann, der nationalen Sitte folgend, statt die Hand zum Gruße auszustrecken, was seinem natürlichen Bedürfnis entspräche — sie segnend zu erheben. Dieser kleine Zug ist auch ein feiner Pinselstrich im Gemälde des werdenden Reformators. Die Aufrichtigkeit hat er mit Luther gemein. Es ist das ein Gnadengeschenk Gottes, das einem in die Wiege gelegt ist, wofür man nichts kann. Der Aufrichtige kann nun einmal aus dieser ihm gleichsam angebornen Haut nicht schlüpfen. Aber gerade das gewinnt ihm auch im letzten Grunde die Herzen. Die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit im Herzen des Priesters ist eine doppelt so hohe Tugend.

Noch eins fällt uns im Roman auf, was charakteristisch russisch empfunden ist: das Küssen. Wenn der Apostel sagt: Küsset euch mit dem heiligen Kuß der Liebe! — so haben wir aus unserm modernen kirchlichen Leben keine Analogien für diesen tiefen, schönen altchristlichen Brauch. Bekanntlich hat ihn der russische Osterkultus festgehalten. Es entspringt das der herzlichern Natur des Russen.

Fassen wir am Schluß das Urteil über unsern Helden zusammen, so freuen wir uns, in ihm einer wahrhaft praktisch christlichen Gestalt begegnet zu sein. Der Verfasser betont das Problem scharf und schließt mit einer scheinbaren Dissonanz seinen Roman: Kyrill ist verlassen und einsam geblieben, ein Vorposten der Liebe Christi, ein Seelsorger in der Wüste des Unverstandes. Die Frau hat ihn allein den Entbehrungen überlassen, die er um Christi willen mit seiner Gemeinde trägt, — sein Amtskollege hat ihm den Platz geräumt, — sogar seine beste und thätigste Freundin, die Gutsbesitzerin (die Kundry des Romans, aber nur einen Augenblick eine solche), hat eine Reise angetreten, um den Anflug eines Gefühls niederzukämpfen, das sich momentan ihrer Achtung für den jungen Geistlichen beimischte, den sie während ihrer gemeinsamen Samariterthätigkeit noch höher schätzen gelernt hat; sie verläßt Lugowoje mit Hinterlassung der Anordnung, daß dem werkthätigen Christen und wahren Freunde seiner Gemeinde nach wie vor ihr Komtoir offenstehe.

„Wenn ich von meiner Krankheit*) genesen bin, kehre ich zurück und will dann wieder Ihre Gehilfin sein.“ Und er? — „Ja, sie ist krank; die Krankheit wird vergehen, und Nadejda Alexejewna wird zurückkehren. Wir werden uns dann als Freunde wiedersehen!“ dachte er.

*) „Die Liebe ist eine — Krankheit.“ Turgenjew.

Es ist erquickend, edle Menschen kennen zu lernen, die den Kampf um die christliche Vollkommenheit ehrlich aufnehmen und ihn im Heiligtum eines für das Gute und Wahre erglühenden Herzens auskämpfen.

Der Dichter überläßt dem Nachdenken des Lesers seine Schlüsse zu ziehen, wenn er Kyrill als einsamen Sieger auf dem Kampfplatze zurückläßt. Aber er ist ja nicht einsam! Die Liebe und Verehrung seiner Gemeinde ist der Preis, den er auch sichtbar errungen, neben dem guten Gewissen des christlichen Priesters — und der Achtung des Lesers.

Wahre Liebe wird auch Mura wieder an seine Seite führen. Eine zeitweilige Trennung von Ehegatten, die sich liebten, ist eher förderlich für Vertiefung ihrer bloß natürlichen Zuneigung. Das Hauptproblem des Romans, wie sich wahrer christlicher Idealismus im Sinne von Matth. 6, 33 mit der leidigen Brotfrage reimt, namentlich im Hinblick auf die so äußerst geringe Dotation des russischen Dorfgeistlichen naht sich bereits ihrer Lösung in einer Weise, die an den deus ex machina der griechischen Tragödie erinnert, in unserm Roman freilich eine offne Frage bleibt. Hier prinzipiell neugestaltend einzugreifen, liegt auch außer der Macht des Bischofs — die Hilfe kann nur vom Throne ausgehen, falls dem Inhaber der Krone an einer wahren Wiedergeburt des christlichen Volkes liegt. Das, was der große Schwedenkönig Gustav Adolf, auf den die soziale Fundirung der baltischen evangelischen Landeskirche zurückgeht, mit richtigem Scharfblicke erkannte und ins Werk zu setzen begann, scheint nach den Ereignissen um die vergangne Jahreswende auch für die russische Reichskirche sich allmählich dnrchzusetzen. Jener evangelische König ging von der richtigen Voraussetzung aus, daß der Pfarrer nur dann im evangelischen Sinne wahrhaft erzieherisch auf eine Generation einzuwirken vermöchte, wenn er durch seine soziale Lebenslage dem Kampf ums Dasein enthoben, gleichsam das Ideal der vierten Bitte repräsentire, d. h. gewissermaßen kleiner Grundbesitzer sei. Die baltischen Landpfarren haben alle zur Kirche gehöriges Land, das die Normaleinheit ihrer Einnahme bildet, die den Schwankungen des Geldkurses nicht in der Weise unterworfen ist wie bares Geld oder Papiere. Für die russische Kirche könnte*) die Initiative von großer Zukunftsbedeutung werden, die der Zar unlängst ergriffen hat, um die russische Dorfgeistlichkeit sozial zu heben, und wofür der dirigirende Synod ihm in einem warmgefühlten Schreiben seine Dankbarkeit ausgesprochen hat, zugleich einen Dankgottesdienst in der Isaakskathedrale anordnend. Das Dokument des Synods enthielt bei seiner Rücksendung den eigenhändigen kaiserlichen Vermerk Alexanders III.:

> Ich danke dem heiligen Synod von Herzen für den Ausdruck seiner Gefühle und wäre äußerst erfreut, wenn es mir gelingen sollte, allmählich die gesamte Dorfgeistlichkeit in ihrer Existenz auf sichereren Grundlagen zu fundiren.

Es handelt sich hier zunächst um Zuschüsse aus den Staatsfinanzen im Betrage von über eine halbe Million Mark jährlich zur Aufbesserung der Gehalte der Geistlichen. Der Kaiser knüpft an Maßnahmen Nikolaus I., seines Vorgängers in dieser Hinsicht, aus den Jahren 1842—60, an. Der feierliche Ton der Dankadresse läßt die prinzipielle Bedeutung dieses Schrittes ahnen.

Wir schließen den Bericht über unsern Roman.

Alles gute Thun hat eine ansteckendere Macht als bloß gut Reden. Möchte auch von diesem Helden im einfachen Gewande des Dorfgeistlichen der Segensanstoß auf seine Amtsbrüder ausgehen, der allein dem großen Reiche des Nordens eine seiner Aufgaben in der Geschichte und seines edeln Volkes würdige Zukunftsmission in Aussicht stellt. Vielleicht erlebts der verehrte schwäbische Prälat dann noch, sein von edler Sehnsucht nach dem Kommen des Reiches Gottes auf Erden inspirirtes Wort vor seinem Simeonsauge erfüllt zu sehen, das er bereits vor Jahren in seinem geistreichen Versuch einer Lösung der Konfessionsfrage deutschen Lesern zurief:

> Ich bin der Ueberzeugung, daß dem morgenländischen Geiste ein Tag des großen Aufgangs im Lichte des Evangeliums bevorstehe, und daß der Jünger, von dem die Rede unter den Brüdern ausging, daß er nicht sterbe, dereinst in der Heimat des Evangeliums sein von Christo erleuchtetes Angesicht mit neuer Klarheit enthüllen werde.

C H

*) Vgl. die russische Zeitung Swet Nr. 54, 1893.

Was kann der Arzt für unheilbare Geisteskranke thun?

Ueber meinem Schreibtische prangt das Bildnis Jacobis, des berühmten Siegburger Irrenarztes. Es ist geschmückt mit dem Autogramm: „Ich bin beides, dein Pilgrim und dein Bürger, wie alle meine Väter.“ Wie oft bin ich nicht, wenn ich meinen Blick erhob, dadurch gestärkt und aufgerichtet worden! Ja, das muß man sagen — fromm waren sie, diese alten Irrenärzte, diese Vertreter einer nun schon fast vergessenen Zeit. Fromm waren sie, d. h. liebevollen Herzens, erglüht von der Schönheit ihrer Aufgabe, durchdrungen von deren Wichtigkeit, und dabei voll Vertrauens in Gott und Menschen, daß es ihnen wohl gelingen werde. Und so hoch wie ihr Charakter stand auch ihr Wissen. Es waren durchweg hochgebildete Männer, nicht bloß gelehrt in allerhand spezifischem Kleinkram, sondern wahre Arztphilosophen, die große Gebiete überschauten und auch nicht an der Oberfläche haften blieben, sondern in die Tiefe gruben. Es ziemt sich wohl, gelegentlich wieder einmal dieser Männer zu gedenken, eines Jacobi, Roller, Flemming, Damerow, Martini und der noch viel frühern Langermann und Nasse, und wie sie alle heißen mögen. Zu einigen von ihnen führt mich die Erinnerung der eignen Jugendzeit zurück. Es wird mir immer unvergeßlich bleiben und hat damals einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht, als ich einmal unter Martinis Führung die Anstalt in Leubus besuchte und sich nun die Kranken um ihren Herrn und Arzt drängten, ihm nach schlesischer Sitte Hände und Rockschöße küssend — so beliebt war er, ein wahrer König in seinem Reiche. Wie stolz sind wir heute auf unser Wissen, und wir stehen doch nur auf den Schultern unsrer Vorgänger, wie auch wir nur eine Stufe für unsre Nachfolger abgeben werden; wie rühmen wir uns unsrer Fortschritte in der Humanität und vergessen dabei nur zu leicht, daß wir nur Erben alter Traditionen sind.

Was die Irrenpflege aller Länder, insbesondre auch Deutschlands, geworden ist, verdankt sie nur den Aerzten. In aller Stille, unverdrossen haben sie fast neun Dezennien gewirkt, rastlos von Erkenntnis zu Erkenntnis, von Stufe zu Stufe emporschreitend, sich nicht ihres Handelns und ihrer Erfolge in marktschreierischer Weise rühmend, aber freilich auch unbehelligt von dem Geschrei solcher, die nun auf einmal die Entdeckung machen, daß ihnen die Hauptrolle zukomme.

Es ist nicht meine Absicht, hier einen geschichtlichen Abriß der deutschen Irrenpflege zu geben. Aber lehrreich würde er sein. Er würde zeigen, wie auch ohne konfessionelle kirchliche Anschauungen und ohne allen Aufwand christlicher Rechtgläubigkeit, rein aus der allmählich fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis heraus, unterstützt allerdings durch menschliches Wohlwollen und Geistes- und Herzensbildung, Großes geschaffen worden ist. Es ist wahr, der Fortschritt kam nur allmählich. Ueber der Abschaffung der mechanischen Zwangsmittel ist noch kein Menschenalter vergangen. Unsre Altvordern haben noch viel mit solchen Dingen gearbeitet, weil sie sie für unerläßlich hielten. Und gleichwohl! Mit welchem Geiste der Humanität wußten sie ihre Anstalten zu durchtränken! Ich selbst bin psychiatrisch in den Anschauungen eines strengen Restraints erzogen. Aber die Unverletzlichkeit des Kranken wurde uns dabei tief eingeprägt. Trotz Zwangsjacke und Zwangsstuhl umschwebte ein Hauch des Sakrosankten das Haupt jedes Kranken. Willkürliche Mißhandlungen, Prügel u. dgl. waren damals unerhört oder wurden wenigstens auf das strengste geahndet. Grundsätze, wie solche, daß man „boshafte“ Kranke durch Schläge zur Ruhe bringen oder daß man Unreine mit Stockprügeln bedenken dürfe, sind erst neuern Datums, wenn auch freilich nicht von Aerzten aufgestellt, und logische Folgen der höchst inhumanen Lehre, daß man Irre für ihre Handlungen verantwortlich machen dürfe.

Lehrreich würde ein solcher Abriß auch noch in andrer Be-

ziehung sein. Er würde zeigen, daß aller Fortschritt in der Irrenpflege, die Errichtung so vieler Anstalten, die allmähliche Milderung der Hausordnung, das reichliche Zuteilen von allerhand Freiheiten und Vergünstigungen, das schließlich gänzliche Verschwinden der Zwangsmittel, die großen Maßregeln der sogenannten freien Verpflegungsformen — kurz alles, was Luft, Licht, Sonnenschein und Wärme bedeutet, — daß alles dies hauptsächlich den Unheilbaren zu gute gekommen ist. Nicht der verhältnismäßig geringen Zahl der sogenannten Heilbaren zuliebe, sondern um der Massenverpflegung der sich immer mehr anhäufenden Unheilbaren gerecht zu werden, sind von Jahr zu Jahr mehr Anstalten entstanden, sind Kolonisirung und Familienpflege, diese wahrhaft befreienden Verpflegungsformen, wirksam geworden. Durch die Aerzte allein ist dies alles geschaffen, und deshalb dürfen sie auch mit Recht sagen: Soviel haben wir bereits für die Unheilbaren gethan, — ein menschenwürdiges Loos haben wir ihnen geschaffen, haben sie aus tiefer Versunkenheit emporgehoben, haben ihnen, jeden nach seinem Maße gemessen, die größtmögliche persönliche Freiheit gewährt und haben diese Verlassensten unter allen ihren Blick wieder mit Vertrauen und Dankbarkeit auf das menschliche Antlitz zu erheben gelehrt.

Das alles aber hat sich erst vollzogen und vollziehen können schrittweise, unter dem allmählichen Fortschritt in der wissenschaftlichen Forschung über die Natur des Irrsinns und die Erkenntnis der einzelnen Formen. Diese fortschreitende Erkenntnis kann nur von der wissenschaftlichen Medizin geliefert werden, und deshalb wird auch noch in eine fernere Zukunft hinaus der Fortschritt in der Irrenpflege nur von Aerzten gefördert werden können.

Vor allem die große Lehre, daß Irre Kranke seien, dieser Grund- und Eckstein aller Irrenfürsorge, ist die Frucht wissenschaftlicher Forschungen. Sie ist nicht bildlich zu verstehen, nicht theoretisch konstruirt, sondern durch klinische Beobachtung und am Sezirtische gewonnen. Das Bestreben ist dahin gerichtet, Krankheitssymptome, auch solche, die sich scheinbar nur auf psychischem Gebiete abspielen, durch bestimmte Veränderungen im Gehirn- und Nervensystem, seien es nun klinisch oder nur auf dem Sezirtisch erkennbare, zu erklären, mit andern Worten, für geistige Zustände das körperliche Korrelat zu finden. Das Ziel ist noch lange, lange nicht erreicht, der Weg ein unendlich langer und mühsamer, wir tappen überall noch sehr im Dunkeln. Aber über manches ist doch schon Licht verbreitet worden, so über den Einfluß der Blutverteilung und Ernährung des Gehirns auf die Stimmung, über die Beteiligung des vasomotorischen (gefäßverengernden) Nervensystems an den Affekten u. dgl. Solche Erkenntnis kommt dann direkt den Kranken zu gute, indem man nämlich z. B. Affektausbrüche, die man sonst überall auch bei Gesunden lediglich vom moralischen Standpunkte aus zu beurteilen pflegt, in direkte Beziehung zu krankhaften Veränderungen bringen kann. So erinnere ich mich einer Kranken, die an schweren zornmütigen Tobsuchtsanfällen litt. Jeder der Anfälle, die nicht selten durch irgend eine Gelegenheitsursache, z. B. durch Aerger, ausgelöst schienen, kündigte sich schon einige Zeit vorher durch Gefäßenge, nämlich Blaß- und Kühlwerden der Haut, an, und bei der Sektion fand sich alsdann ein taubeneigroßes Gewächs im Gehirn, das im Leben je nachdem es durch Blutzufluß zu- oder abschwoll, auf der Stelle, an der es saß, Druck und Reiz auf das verlängerte Mark und das vasomotorische Zentrum in einem gewissen periodischen Wechsel hatte ausüben müssen. Wie hier, so kann man auch in vielen andern Fällen den organischen Zwang deutlich erkennen. Deswegen paßt aber auch nirgends besser als hierher das schöne Wort: Alles verstehen heißt alles verzeihen. Wer aber könnte hier wohl besser verstehen als der Arzt? Mit dem bloßen mitleidigen Herzen und christlicher Nächstenliebe, so wertvoll sie sind, ist doch nicht alles gethan. Das Mitleid muß sich an der Erkenntnis entzünden, um recht zu erwärmen. Deshalb giebt es in der Welt kein echteres Mitleiden mit dem Kranken, als das des Arztes.

Viele meinen, der unheilbare Geisteskranke sei sozusagen fertig und zeige, wenigstens so lange kein körperlicher Verfall eintrete, einen unveränderlichen Habitus, mit dem weiter nichts

anzufangen sei. Er bedürfe also für seine geistige Abnormität überhaupt keines Arztes mehr. Für einige wenige Krankheitsformen ist dies wohl auch zutreffend, für die größere Mehrzahl aber nicht. Zutreffend ist es bei gewissen Schwachsinnigen, wo der Schwachsinn als Rest nach vorangegangner akuter Geisteskrankheit bei dem inzwischen ganz ruhig gewordnen Kranken zurückgeblieben ist, — manchmal auch bei Paranoikern (primär oder sekundär Verrückten), wenn die Wahnidee sich begrenzt hat und sich nicht mehr in Handlungen umzusetzen strebt, sondern nur noch als harmloses Phantasiespiel von dem Kranken weitergepflegt wird. Diese Gruppen umfassen ungefähr die Fälle, die man jetzt in familialer Verpflegung unterzubringen sucht. Manche dieser Kranken sind in der That so unveränderlich in ihrem harmlosen Wahne, daß man sie auch ohne weiteres der Gesellschaft zurückgeben kann. Ich kenne seit vierundzwanzig Jahren eine Verrückte, die sich für die Tochter Karls des Großen hält, dabei aber, solange sie noch rüstiger war, als geschätzte Krankenpflegerin in die vornehmsten Häuser kam. Solche Beispiele, die früher, ehe man soviele Anstalten hatte, noch viel häufiger waren, kennt gewiß jeder. Auch in Irrenanstalten finden sie sich, und sie allerdings machen dem Arzte wenig Sorge und Mühe. Aber es ist doch nur eine kleine Minderzahl; das Gros der Unheilbaren verhält sich ganz anders und fordert den Arzt in viel intensiverer Weise, als selbst frische, heilbare Fälle. Es wäre unnütz, hier alle Typen aufzuführen; aber auf folgende Punkte muß doch hingewiesen werden.

Da ist zunächst die zahlreichste Klasse von allen, nämlich die der periodisch Aufgeregten. Bekanntlich steht der menschliche Organismus wie alles Organische auf der Erde unter dem Gesetze der Periodizität, des Steigens und Fallens, des Auf- und Niederganges. Dies gilt nicht bloß von den körperlichen, sondern auch von den geistigen Thätigkeiten, wie ein jeder, der nur halbwegs darauf achtet, täglich an sich selbst beobachten kann. Es ist nun ganz auffallend, wie stark sich dieses Gesetz in der soviel schwächer gefügten und widerstandslosern Seele des Geisteskranken geltend macht. Bei fast allen unheilbaren Kranken ist seine Wirkung bemerkbar, — bei den einen als typische periodische Melancholie oder Manie mit wochen- oder monatelangem Wechsel, bei andern nur als mehrtägige Aufgeregtheit, vielleicht mit gleichzeitiger halluzinatorischer Erregung der Sinnesapparate, bei wieder andern sich nur als Verstimmung äußernd. Hier liegen überall körperliche Zustände zu Grunde, z. B. periodische Blutwallungen zum Gehirn, die der gesunden Seele nichts anhaben, für die kranke aber als Reiz wirken, indem sie z. B. chronisch-entzündliche Ausschwitzungen, Gewächse in Gehirn u. dergl. durch die vermehrte Blutzufuhr zum Schwellen bringen. Bei solchen Kranken wird kein noch so erbaulicher Zuspruch des Geistlichen dem Anfalle vorbeugen, hier kann nur der Arzt voraussehen und, was oft genug geschieht, verhüten und helfen. Namentlich auch den so zahlreichen, gelegentlich verstimmten, übellaunigen, zornigen, schimpfenden und polternden, aber nach kurzer Zeit wieder in das alte Gleichmaß zurückkehrenden Kranken ist durch ärztliche Maßnahmen, z. B. durch Bettruhe, hydropathische Einwicklungen u. dergl., am allersichersten über die unfreundliche Periode hinwegzuhelfen, während sogenannter freundlicher Zuspruch erfahrungsgemäß die Sache nur schlimmer zu machen pflegt. — Es ist bei Unheilbaren, wenn auch meist mit sinkender Tendenz, doch ein stetes Auf und Nieder zwischen verhältnismäßigem Wohl- und Uebelbefinden, und wer könnte ihm sonst wohl gerecht werden, als der Arzt?

Gerade die zuletzt erwähnte Gruppe unterliegt sehr häufig falschen Beurteilungen, indem man die krankhafte Begründung und Entäußerung des Affektes übersieht und unter Anlegung des moralischen Maßstabes den Kranken für sein Reden und Handeln verantwortlich macht. Es giebt Kranke, die ihr während der Aufregungsperiode gezeigtes übles Betragen in der freien Zeit bereuen, sich entschuldigen und um Verzeihung bitten, zugleich aber auch betonen, sie hätten nicht anders gekonnt, sie würden von den schweren Gedanken geradezu übermannt und zu Boden geschlagen. Solche Kranke erleichtern ja die Erkenntnis ihres Zustandes sehr. Aber auch bei den schwerer Betroffenen, wo häßliche Auswüchse aus dem Boden einer fast beständigen

Unzufriedenheit und Verdrossenheit herauswachsen, darf man es nie aus dem Auge verlieren, daß man es nur mit krankhaften Erscheinungen, aber nicht mit irgend welcher Schlechtigkeit, Bosheit oder Frechheit zu thun hat. Ein ununterrichtetes oder irregeleitetes Pflegerpersonal kann hier viel Unheil anstiften, und wiederum nur dem Arzte wird es gelingen, durch sachgemäße Belehrung, stete Hinweisung auf die krankhafte Natur der Erscheinungen und Ermahnungen zur Geduld den Kranken vor Unbill und Repressalien zu schützen.

Eine zweite große Gruppe umfaßt die Fälle, wo von Zeit zu Zeit schwere körperliche Anfälle die Hilfe des Arztes herausfordern. Hierher gehören namentlich die Zustände von Benommenheit, Verworrenheit und Aufregung, die bei Paralytikern (Gehirnerweichung) und andern Gehirnkranken durch Schlaganfälle und Kopfkongestionen hervorgerufen werden. Sie kündigen sich oft schon Stunden und Tage vorher durch veränderte reizbare Stimmung, Unbeholfenheit im Sprechen und im Gebrauch der Glieder u. dgl. an. Diese Zeichen können nur vom Arzt, höchstens von einem sehr gut geschulten Pflegepersonal erkannt und richtig gedeutet werden. Es ist deshalb auch ganz selbstverständlich, daß solche Kranke unter einer ununterbrochenen ärztlichen Kontrolle stehen müssen. Denn sehr viel kommt auch hier darauf an, daß durch passende Diät, Beschäftigung, Bewegung, kurz durch ein geordnetes sanitäres Verhalten den Anfällen solange wie möglich vorgebeugt werde.

Ueberhaupt pflegen unheilbare Geisteskranke selten körperlich ganz gesund zu sein. Auch abgesehen von den schon erwähnten Kopfkongestionen leiden sie bald an Lungenentzündungen, bald an Blasenkatarrhen, Eiterungen aller Art, Magenbeschwerden u. dgl. m. Die ärztliche Thätigkeit kommt hier eigentlich nie ganz zur Ruhe.

Zugegeben dies alles, wird man vielleicht sagen: aber das Gemütsleben, und sei es auch noch so verkümmert, muß doch auch zu seinem Rechte kommen. Gewiß! Aber wird nicht in allen Irrenanstalten für Beschäftigung, Zerstreuung, Vergnügen, Lektüre, Gottesdienst und Seelsorge gesorgt? Bildet dies alles nicht auch einen Teil, und einen sehr wichtigen, des Fortschritts der modernen Irrenpflege? Ist dies alles, was auf das Gemüt zu wirken bestimmt ist, etwa nicht von Aerzten ausgegangen, und hat nicht gerade die von den Aerzten geförderte Erkenntnis und die gesammelte praktische Erfahrung allmählich immer mehr und mehr Unheilbare aus Zellen und Winkeln befreit, ihnen einen Teil ihrer Menschenwürde wiedergegeben und so ihr Gemüt gehoben und gekräftigt?

Man hat früher viel von psychischer Behandlung gesprochen, und man fängt auch bei Unheilbaren jetzt wieder an, davon zu sprechen. Es gab einmal eine Zeit, wo man es für die Aufgabe des Arztes hielt, den Wahnideen und verkehrten Handlungen der Irren sozusagen direkt auf den Leib zu rücken. Die allgemeine Voraussetzung war dabei, daß der Irrenarzt ein guter Dialektiker sein müsse, um dem Kranken seine Wahnidee wegzudisputiren und dem Verrückten den Standpunkt klar zu machen. Jetzt erheben sich Stimmen, die dem Arzt überhaupt alle psychologischen Kenntnisse absprechen und ihn nur für befähigt erklären möchten, etwa ein Jodoformpflaster aufzulegen oder, wenn es hoch kommt, ein Beruhigungsmittel zu verschreiben. Allerdings haben wir uns jetzt bescheiden gelernt und wissen, daß sich Wahnideen nicht widerlegen lassen und daß sie sich vom Irrtum dadurch unterscheiden, daß sie organisch, d. h. krankhaft begründet sind und somit für den Kranken unbedingte subjektive Giltigkeit besitzen. Ich führe hier etwas schon an anderm Orte Gesagtes an (Ueber Irrenpflege. Vortrag. Monatsschrift für innere Mission, 1888):

Unsre psychische Behandlung besteht in ruhiger, gleichmäßig freundlicher Art und Weise mit den Kranken zu verkehren, indem wir ihnen ferner Trost einsprechen und sie unser Wohlwollen für sie fühlen lassen, wenn auch oft nur durch ein Wort oder eine Miene, und indem wir ihnen so viel persönliche Freiheit lassen, als es ihr Zustand irgend gestattet. Zu diesen positiven Seiten gesellt sich noch eine sehr wichtige negative, indem wir mit den Kranken möglichst wenig über ihre Wahnideen sprechen. In den Irrenanstalten fand man früher und findet auch häufig jetzt noch Irre, denen man den Inhalt ihrer Wahnidee halbwegs schon vom Gesichte ablesen konnte, die Kaiser, die Könige, die Madonnen, Heilande u. dergl. Auch jetzt noch findet man ganz dieselben Wahnideen, aber man kann es den Kranken nicht mehr so ansehen. Dies erklärt sich daraus, daß man früher den Kranken eben ihren Wahn zu widerlegen suchte, fortwährend mit ihnen darüber disputirte und den Wahn nicht zur Ruhe kommen ließ, sodaß schließlich die Kranken sich ganz in ihn hineinlebten und förmlich ihre Rolle agirten. Das ruhige und unauffällige Verhalten unsrer Wahnsinnigen dagegen findet seine Erklärung darin, daß die Wahnidee in den Gesprächen womöglich gar nicht berührt wird. Dieselbe findet so keine künstliche Nahrung, schrumpft gewissermaßen ein. Nur, wo es aus ärztlichen Rücksichten nötig ist, etwas über die Wahnidee zu erfahren, ob sie überhaupt noch bestehe, ob sie sich ausbreite u. s. w., ist ein vorsichtiges Berühren erlaubt und geboten.

Was nun aber die eigentliche Seelsorge, wie sie von geistlicher Seite verstanden wird, anbetrifft, so darf man sich wahrlich keinen großen Erwartungen hingeben.

Was die chronisch Irren anbetrifft, so stellen bei vielen derselben religiöse Vorstellungen den letzten Anknüpfungspunkt an das gesunde Leben dar und sind deshalb mit Sorgfalt zu pflegen. Für andre wieder bieten gottesdienstliche Uebungen, z. B. der Besuch des Gottesdienstes und der abendlichen Andachten, wenn sie auch ohne tiefere Bedeutung für das Seelenleben bleiben, immerhin eine wohlthätige Zerstreuung und Ablenkung, und werden so bald zur liebgewonnenen Gewohnheit. Die Pflege solcher rein seelischen Bedürfnisse sollte deshalb in keiner Irrenanstalt versäumt werden. Aber man erwarte auch nicht zuviel davon! Die Seele des unheilbar Wahnsinnigen gleicht einem großen Trümmerfelde voll wuchernden Unkrautes. Hie und da ist wohl ein Mauerrest, eine schmückende Säule stehen geblieben, und liest man sorgfältig diese Reste zusammen, so läßt sich wohl noch ein Hüttchen mit einem Notdache darüber errichten, aber das frühere stolze Gebäude ist unwiederbringlich dahin. Also hier heißt es nur: Erhalten, darauf achten, daß nicht alle Brücken mit der Vergangenheit und dem frühern gesunden Leben abgebrochen werden oder doch erst so langsam wie möglich abbröckeln. Hier kann ein einsichtsvoller Seelsorger und eine an Geist und Herzen gebildete Pflegerin mehr thun als der Arzt, und ich meine, auch das ist eine schöne und lohnende Aufgabe, den Rest des heiligen Feuers zu hüten und den glimmenden Funken unter der Asche zu bewahren. (A. a. O.)

Hier, aber auch nur hier, wollen wir Aerzte gern in eine Teilung der Arbeit willigen, wenn wir sicher sind, daß der Geistliche sich den ärztlichen Anschauungen fügt und nicht eigne verkehrte Ideen verfolgt, die uns in längst überwundne finstere Zeiten zurückführen würden. Dem einsichtsvollen Geistlichen gönnen wir gern seinen Anteil an der Arbeit, an den Erfolgen und der persönlichen Anhänglichkeit der Kranken. Denn wir wissen es: der wahre Herzens- und Seelentröster des unheilbaren Kranken ist doch der Arzt, und nur der Arzt. In der Tiefe des umnachteten Bewußtseins schlummernd oder heller an die Oberfläche tretend, lebt in jedem Irren das Gefühl seines Elends und seiner Hilfsbedürftigkeit. Unter Menschen — das weiß er! — kann nur der Arzt ihm noch helfen, er von allen am besten versteht ihn und verzeiht ihm!

Bremen — Dr. F. Scholz

Antwort auf den Artikel „Thatsächliches zur Lutherkirche in Rom"

Die römische Gemeindefrage ist mir, seit ich mich mit ihr beschäftige, beides, ein Proteus und eine Hydra, gewesen. Alle paar Monate hat sie ein andres Gesicht gezeigt; und wenn ich mit einem Einwand fertig zu sein glaubte, wuchsen an dessen Stelle alsbald zwei neue hervor. Der neueste Stein, der mir über den Weg rollt, kommt vom Kapitole herab. Die Hand des Herrn Dr. Hülsen hat ihn in Bewegung gesetzt. Ich habe den Herrn Doktor und seine liebenswürdige Gemahlin am 12. Oktober 1892 in St. Peter zu Rom kennen gelernt. Gern gedenke ich der flüchtigen Begegnung und werde mich bemühen, meine notgedrungne Erwidrung so einzurichten, daß ich dem Herrn Doktor bei meinem, wills Gott, nächsten Besuche in Rom, ohne zu erröten, unter die Augen treten kann. Auch soll nach Möglichkeit weder die uns beiden teure Sache des Evangeliums in Rom Schaden leiden, noch auch für den unvermeidlichen Tertius gaudens allzuviel abfallen. Ich freue mich, daß Herr Dr. Hülsen für seinen Artikel mit seinem vollen Amtscharakter — „Zweiter Sekretär des K.(aiserlich-) D.(eutschen) Archäologischen Instituts" — eingetreten ist; hiernach darf ich der Auslassung wohl, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, einen, wenn nicht offiziellen, so doch mindestens offiziösen Wert beimessen, was für die Entwicklung der ganzen Angelegenheit nicht ohne Bedeutung ist.

Ich gestatte mir, meinerseits hinzuzufügen, daß Herr Dr. Hülsen ein Schwager des zeitigen Kaiserlich Deutschen Botschaftspredigers in Rom, des Herrn Pastors Otto Frommel, ist. Ich beabsichtige durchaus nicht, mit dieser Bemerkung die Erörterung von dem sachlichen auf das persönliche Gebiet zu ziehen; aber um den Artikel des Herrn Dr. Hülsen ganz zu verstehen, darf auch dieser Zusammenhang nicht unbeachtet bleiben.

Ich möchte sehr wünschen, Herr Dr. Hülsen hätte den Namen „Lutherkirche" vermieden. Er zeigt in seinem Artikel, daß ihm das von mir herausgegebne Rheinisch-Westfälische Gustav-Adolf-Blatt wohl bekannt ist. So konnte er wissen, daß der genannte Name seit Jahr und Tag aufgegeben und an seine Stelle die Bezeichnung „Deutsche evangelische Kirche in Rom" getreten ist. Wer Herrn Dr. Hülsen nicht persönlich kennt, könnte auf die Vermutung verfallen, er habe den Namen „Lutherkirche," der bekanntlich manche Bedenken hervorgerufen hat, bloß darum wieder ausgegraben, um von vornherein eine gewisse animose Stimmung gegen mich hervorzurufen. Diese Absicht hat sicherlich fern gelegen; aber warum dann der böse Schein?

Ich erinnere mich nicht, den Ausdruck „Lazaruselend" im Sinne von „geistlicher Verwahrlosung" mit Bezug auf römische Verhältnisse gebraucht zu haben. Da ich als Herausgeber zweier Blätter viel schreiben muß, und nicht alles, was ich geschrieben habe, mir gegenwärtig ist, will ich es nicht in Abrede stellen; aber ich erwarte den Nachweis. Jedenfalls indes acceptire ich meinerseits das Lazarusbild insofern, als ich sage: das der kirchlichen Organisation noch immer ermangelnde, ohne kirchliche Rechte und kirchliche Pflichten dahinlebende Häuflein der deutschen Protestanten in Rom verhält sich zu der ebenso wohlverfaßten wie versorgten katholischen Kirche daselbst in der That wie der arme Lazarus zu dem reichen Manne Luk. 16, 19. 20.

Ich habe für die evangelischen Deutschen in Rom vor allem andern die Bildung einer eignen Gemeinde mit Anlehnung an die Kaiserliche Botschaft nach Analogie der Konstantinopler Gemeinde als wünschenswert bezeichnet. Für diese Gemeinde habe ich die Wiederherstellung des Zustandes vor dem Jahre 1839 und eine eigne Kirche — die nicht Eigentum des paritätischen deutschen Reichs, wie die jetzige Botschaftskapelle, sondern auf den Namen der Gemeinde einzutragen sei — als erstrebenswert hingestellt. Ich habe dabei wieder und wieder betont, daß ich an einen „Prunk- und Demonstrationsbau" auch nicht im entferntesten dächte, sondern am liebsten Kirche, Pfarrhaus und Schule in Verbindung mit einem Diakonissenheim gebaut sehen möchte. Gerade der letztere Plan hat bei den deutsch-evangelischen Damen in Rom begeisterten Anklang gefunden; unter meinen wertvollsten Erinnerungen an meinen letzten Aufenthalt in Rom nimmt den ersten Platz eine Adresse ein, die mir dreiundzwanzig dortige Damen überreichen ließen. Zu meiner Freude befindet sich unter diesen Namen auch der der Frau Dr. Hülsen.

Ich habe bei meiner Anwesenheit in Rom im Oktober 1892 unter der Mitwirkung ortskundiger und sachverständiger Glaubensgenossen, sowie unter Zuziehung eines italienischen Architekten einen sehr geeigneten Bauplatz gefunden und Zeichnungen nebst Kostenanschlag für das Unternehmen anfertigen lassen. Der Platz war mir auf längere Zeit für 83 000 Mark an die Hand gegeben; die Bauten sollten 340 000 Mark kosten. Dabei waren etwa zwanzig Zimmer für Krankenpflege, durchreisende Rekonvaleszenten und deutsche evangelische Besucherinnen der Stadt vorgesehen. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß dieser Plan, dem um „seines idealen Ansehens" willen hoffentlich noch manche fromme Herzen zufallen werden, auch heute noch für höchstens 450 000 Mark auszuführen sein würde. Gerade so gut wie in Konstantinopel und Lissabon könnte das Reich auch nach erfolgter Gemeindebildung, d. h. nach Wiederherstellung der auf des Papstes Gregor XVI. Betreiben im Jahre 1839 aufgehobnen Gemeindeverfassung das Pfarrgehalt zahlen; die übrigen Bedürfnisse könnte die Gemeinde aufbringen. Zudem hat der Zentralvorstand der Gustav-Adolf-Stiftung schon zu wiederholten malen seine freudige Bereitwilligkeit erklärt, eine deutsche evangelische Gemeinde in Rom unter seine Flügel zu nehmen.

Da 133 000 Mark bereits vorhanden sind, so würden noch stark 300 000 Mark aufzubringen sein: ein Betrag, den das evangelische Volk in Deutschland nicht weigern würde, sobald nur erst einmal die kirchliche Behörde, aus ihrer Zurückhaltung heraustretend, das von weiten Kreisen mit warmer Liebe erfaßte Unternehmen seines privaten Charakters entkleiden und zu ihrer eignen Sache machen würde. Drei Provinzialsynoden (die westfälische, sächsische und schlesische), sowie neuerdings 154 evangelische Männer aus allen preußischen Provinzen haben in diesem Sinne Eingaben beim Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin gemacht, insbesondre um Anordnung einer einmaligen allgemeinen Kirchenkollekte in Preußen (womöglich an Gustav Adolfs dreihundertjährigem Geburtstag am 9. Dezember d. J.!) gebeten.

Die wirklichen Hindernisse für das Unternehmen liegen übrigens nicht auf dem kirchlichen, sondern auf dem politischen Gebiete. Die Seele des Widerstandes ist im Palazzo Caffarelli zu suchen und unter dem Personal der deutschen Botschaft. Hierfür habe ich die Beweise in Händen und kann mit Zeugen dienen; da man aber in den maßgebenden Kreisen, wie ich bestimmt weiß, diesen Zusammenhang ganz genau kennt, so gehe ich auf diesen heiklen Punkt hier nicht weiter ein.

Das Schwergewicht legt Herr Dr. Hülsen auf den vorgeblichen Nachweis, daß unter den deutschen Protestanten in Rom die zu einer lebensfähigen Gemeindebildung erforderlichen Elemente zur Zeit nicht vorhanden seien. Herr Dr. Hülsen muß zugeben, daß er sich auf kein statistisches Material stützen könne, da eine amtliche, etwa von der Botschaft oder dem Konsulat geführte Liste der deutschen Protestanten nicht existire. Da frage ich nun: warum giebt es eine solche Liste nicht? Ich habe in Berlin gebeten, daß man die Botschaft oder das Konsulat mit der Aufstellung einer solchen beauftragen möchte; warum erteilt man den Auftrag nicht? Als mir der Evangelische Oberkirchenrat unter dem 24. Mai 1893 „empfahl, ein Verzeichnis der in Rom ansässigen Evangelischen deutscher Zunge aufzustellen und den Nachweis zu führen, daß die Elemente zu einer Gemeindebildung thatsächlich vorhanden seien," da habe ich mit Hilfe römischer Freunde mit leichter Mühe ein Verzeichnis zustande gebracht, das der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes unter dem 13. Juni 1893 dem Evangelischen Oberkirchenrat mit der Bitte um Mitteilung an das Kaiserliche Reichskanzleramt eingereicht hat. In diesem Verzeichnis waren 162 in Rom ansässige deutsche Personen oder Familien, zusammen 324 Seelen repräsentirend, namentlich aufgeführt. Die in allerlei Stellungen dort vorübergehend Anwesenden waren mit 200, die Fremden mit durchschnittlich 500 berechnet. Es wird uns von Kennern der römischen Verhältnisse, die auf eine viel mehr als zehnjährige Erfahrung zurückblicken, versichert, daß diese Zahlen keineswegs zu hoch gegriffen seien. Ein in Deutschland sehr bekannter trefflicher Waldenserpastor hat mir wiederholt gesagt: „Schicken Sie einmal einen gewandten Stadtmissionar nach Rom, der die evangelischen Deutschen aufsucht, und Sie werden staunen über ihre Zahl!" Zudem, was haben in dieser Frage hundert oder zweihundert Personen mehr oder weniger zu bedeuten? Weiß Herr Dr. Hülsen, wieviel Personen die deutsche evangelische Gemeinde in Jerusalem, die unter der herzlichen Teilnahme von ganz Deutschland kürzlich die Grundsteinlegung zu ihrer Kirche feierte, zählt? Nach den „Auszügen" des Zentralvorstandes von 1893 zählt sie etwa 130 Seelen; Herr Pastor Schneller in Köln, an den ich mich wandte, ließ mir unter dem 10. November v. J. diese Angabe bestätigen, ja gab „nicht ganz hundert Seelen" an. Die Gemeinde in Bethlehem, die ihre Kirchweihe so erhebend beging, zählte gar nur dreißig Seelen! Angesichts solcher Thatsachen, denen ich noch sehr viele andre anreihen könnte, sollte man mit der Behauptung, daß in Rom das Material für evangelische Gemeindebildung fehle, meines Erachtens vorsichtiger sein.

Die Entwicklung der deutschen evangelischen Schule in Rom zeigt Zeiten der Blüte und Zeiten des Verfalls. Jedenfalls ist in letzter Zeit von berufner Seite aus wenig zur Hebung der Schule geschehen; ich stütze mich dabei auf das Zeugnis früherer Lehrer. Daß nach dieser Seite hin ein Bedürfnis vorliegt, beweist der Umstand, daß in einem unter dem

17. Dezember v. J. bei mir eingegangnen Gesuche aus Rom ein Betrag von 1000 Mark zur Gründung einer deutschen evangelischen Privatschule erbeten wurde. Ich habe in diesem Falle, wie auch sonst, vor Privatunternehmungen gewarnt und zur Verständigung gemahnt.

Es giebt unter den deutschen Protestanten in Rom eine wachsende Bewegung für das Freikirchentum. Selbst Otto Harnack, der mit Dr. Hülsen mehr Berührungspunkte haben dürfte, als mit mir, schreibt in seinem in Nr. 44 des Deutschen Wochenblatts vom vorigen Jahre enthaltenen Artikel „Deutschtum in Rom" (den Superintendent Lic. Rönneke in Gommern übrigens in Nr. 48 berichtigte):

In den letzten Jahren ist öfters der Gedanke erwogen worden, ob nicht eine selbständige deutsch-protestantische Kirche in Rom zu erbauen und die deutsche Gemeinde mit ihrem Geistlichen gänzlich von der Botschaft abzulösen sei. Natürlich würde in diesem Falle nicht nur der Bau der Kirche, sondern auch der Unterhalt der ganzen Organisation Sache der kirchlichen Gemeinschaft werden. Unter dieser Voraussetzung hat diese Idee unstreitig sehr viel Beachtenswertes; die Kirche würde eine freiere Stellung einnehmen, wenn sie nicht an die offiziellen Rücksichten gebunden wäre u. s. w.

Namentlich für den Fall würde sich nach Harnack diese Regelung empfehlen, daß einmal der deutsche Botschafter in Rom, was gar nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt, katholisch sein sollte. Trotz dieser gewiß berücksichtigenswerten Erwägung würde ich ein Weiterbauen auf dem gelegten geschichtlichen Grunde vorziehen. Ich werde nicht müde werden, noch eine Zeitlang in diesem Sinne mit aller Kraft thätig zu sein. Erweist sich dieser Weg als ungangbar, so werde ich die gesammelten Gelder zur Gründung einer Freikirche hergeben. Wir werden dann das Schauspiel erleben, daß der geschlossenen Einheit Roms gegenüber die deutschen Protestanten in der ewigen Stadt in zwei Lager sich spalten; die Schuld an diesem betrübenden Schauspiel aber werden wir vor Gott und Menschen von uns abwälzen dürfen! Schließlich bitte ich alle Blätter, welche von dem Artikel des Herrn Dr. Hülsen Notiz genommen haben sollten, auch meiner Verteidigung ihre Beachtung nicht versagen zu wollen.

Duisburg ——————— Pastor Terlinden

Verschiedenes

(Annoncenblätter für Pfarrer) Als vor Jahr und Tag die „Hausfrauenblätter" anfingen wie Pilze aus dem Boden emporzuschießen, kamen auch in mein Pfarrhaus zahlreiche Probeblätter. Und eine dieser Zeitungen gefiel mir so wohl, daß ich meiner Frau ernstlich zuredete, darauf zu abonniren. Ich sehe sie aber heute noch, wie sie, das Blatt in der Hand, lächelnd sagte: „Weißt du, für Backfische und ganz einfältige junge Hausfrauen ist so etwas recht — aber deine Hausfrau, die braucht es wirklich nicht." Ich habe nachher jeden Versuch, ihr ein Hausfrauenblatt zu empfehlen, aufgegeben, und es ist auch ohne ein solches Blatt immer alles vortrefflich gegangen.

Warum ich diese Erinnerung auffrische, wird der geneigte Leser am Schlusse dieser Ausführungen vielleicht besser verstehen, als am Anfange. Das Docet fabula ist hiermit vorweggenommen.

Da werden mir seit etlicher Zeit allmonatlich drei Annoncenblätter für Pfarrer franko und unentgeltlich ins Haus geschickt: ein „Pfarrbote" (ursprünglich Offertenblatt für evangelische Geistliche), ein „Zentralanzeiger für evangelische Geistliche" und nun sogar ein „Evangelischer Generalanzeiger," Offertenblatt für die gesamte evangelische Geistlichkeit Deutschlands. Alle drei rühmen sich sehr großer Auflagen, die über 15000 hinausgehen. Der „Pfarrbote" war die erste Zeitung dieser Art. Seine goldnen Lorbeeren haben offenbar auch andre spekulative Verleger nicht schlafen lassen, und so sind es jetzt bereits drei Verleger, die den deutsch-evangelischen Pfarrerstand als die milchende Kuh betrachten, die sie mit Butter versorgt.

Jedes dieser Blätter sucht in seiner Art zu ködern: der „Pfarrbote" giebt sich naiv-gemütlich und will so eine Art Sprechsaal für die ganze evangelische Geistlichkeit sein, und es ist ihm in der That gelungen, seinem Ideal näher zu kommen. Zuerst fing das sonst so spröde geistliche Norddeutschland an, allmählich kam auch das zögernde Süddeutschland nach, und man kann ganz merkwürdige Blüten pfarrlicher Naivität in diesem „Pfarrboten" lesen.

Ich will nicht von vornherein einen solchen Sprechsaal verdammen, obwohl er meines Erachtens nicht gerade dazu beiträgt, unsern Stand in den Augen der Welt zu erhöhen. Ja ich habe in letzter Zeit ihn sogar nicht so übel gefunden, nachdem ich auf mehrere Anfragen bei Kollegen wegen Kirchenheizung, keine Antwort bekam. Im Pfarrboten konnte man darüber ein Dutzend Antworten lesen.

Indessen gehört dieser Sprechsaal doch wohl nicht in ein Blatt, das lediglich dem Zwecke dient, einem spekulativen Verleger Geld zu bringen, und das selbstverständlich in die Hände aller Inserenten kommt.

Der „Zentralanzeiger" beschränkt sich bis jetzt, in einer neben den Annoncen herlaufenden Kolumne einen „Wegweiser in die Litteratur" zu geben. Manche Besprechung ist nicht übel, andre sind offenbar lediglich verlegerische Waschzettel. Von solchen Blättern also lassen wir uns unsre Litteratur empfehlen! Ein Pastor scheint übrigens die Redaktion dieses Teils der Zeitung zu haben.

Und nun der „Evangelische Generalanzeiger." Tendenz natürlich dieselbe: dem Verleger Geld zu bringen. Inhalt: Amtliche Nachrichten (wie im „Pfarrboten") — natürlich völlig wertlos, weil durchaus unvollständig und viel zu spät kommend; dann kirchliche Nachrichten, umfänglich aber langweilig mit der Schere zusammengestellt. Dann zwei Feuilletons: ein wissenschaftlich-theologisches: „Das Verhältnis der Anselmschen Satisfaktionstheorie zur biblischen Lehre von der Stellvertretung Christi" — meines Erachtens eine Profanation an diesem Platze — und das übliche Novellenfeuilleton.

Alle diese Blätter leben von dem doch nicht übermäßig mit Glücksgütern gesegneten evangelischen Pfarrhaus. Sie veranlassen dieses, um gleich ein Bedenken geltend zu machen, auswärts, auf dem Versandwege zu kaufen, statt dort, wo es gerade für den Pfarrer am natürlichsten ist, im eignen Orte, selbstverständlich, soweit als dort das Nötige zu haben ist. Es ließe sich etwa noch darüber reden, ob der Pfarrerstand nicht die Neigung bekunden dürfte, bei den evangelischen Glaubensgenossen, seien sie wo immer im deutschen Reiche, zu kaufen, da die ultramontane Gepflogenheit uns Evangelische schließlich dazu noch zwingen wird. Allein diese Annoncenblätter nehmen natürlich jedes Inserat auf, das bezahlt wird — und sie lassen sich teuer bezahlen —, ob es von Christen, Juden oder Heiden herstammt. Dazu kommt sofort ein zweites praktisches Bedenken, dem kürzlich ein evangelisches Kirchenblatt an der Spitze seines Anzeigenteils vollkommen zutreffend Ausdruck gegeben hat, wenn es schreibt:

„Wir bitten die Vereinsgenossen und ihre verehrten Hausfrauen sowohl bei den jetzt bevorstehenden Weihnachtseinkäufen wie auch später wenn irgend möglich von nachfolgenden Annoncen Gebrauch zu machen und bei jeder einzelnen Bestellung sich auf das Kirchenblatt zu berufen. Auf diese Weise bekommen die Firmen Mut, weiterhin und reichhaltiger in unserm Organ zu inseriren, und es wird uns gelingen, etwas von dem Goldstrom, der die Annoncenblätter (Pfarrbote, Offertenblatt von Charlottenburg, Darmstadt, ja neuerdings sogar Evangelischer Generalanzeiger) so reichlich speist, daß immer neue entstehen und sich an unsern Stand herandrängen, abzugraben und in unsre eigne Kasse zu leiten. Gegen jene geschäftlichen Unternehmungen haben wir keine Verpflichtungen, wohl aber gegen unsre eigne Kasse."

Ich weiß, welchen Wert die inserirenden Geschäfte darauf legen, zu erfahren, durch welches Blatt der Besteller auf ihr Geschäft aufmerksam wurde, und kann somit die oben ausgesprochne Hoffnung nur bestätigen. Auch den Lesern dieses Blattes gebe ich diese Sachlage zu bedenken und rate: sich bei Bestellungen nie auf eines jener Offertenblätter, dagegen stets auf unsre Blätter zu berufen.

Aber es ist nicht bloß dieses praktische Bedenken, das mich leitet, gegen die Offertenblätter ein Wort zu sagen. Vielmehr sind es prinzipielle Bedenken. Ist wirklich der evangelische Pfarrerstand so naiv, diese Unternehmungen für uneigennützige Dienerinnen unsers Standes zu halten? Hat kein Helfer dieser Blätter je bedacht, daß hier wieder einmal eine Verquickung von Geistlichem und Weltlichem zu Tage tritt, bei der wir Pfarrer am wenigsten mitmachen sollten? Fast scheint es so. Existiren in Deutschland ähnliche Blätter für die Juristen oder Aerzte? Helfen die auch irgend welchen Verlegern zu Geld und vernachlässigen ihre eignen Fachblätter?

Und was wird alles in diesen Blättern den Pfarrern empfohlen! Der Leser aus dem Laienstande wird dadurch verführt, die Pfarrer für wohlsituirte Lebemänner zu halten, — natürlich, denn in einem Pfarrersblatte werden die Geschäftsleute doch bloß das anzeigen, was von Pfarrern gekauft wird!

Es wäre noch manches zu sagen, und ich weiß, daß ich hiermit in ein Wespennest steche, in dem alle die Amtsbrüder sitzen, die sich namentlich im „Pfarrboten" hören lassen. Ein Dutzend von ihnen wird, denke ich, sofort auch die Redaktion der Christlichen Welt aufklären, daß ich vollkommen Unrecht habe, und daß die Sache auch eine andre Seite besitze. [Oder, was noch wahrscheinlicher, auf die Christliche Welt, die solchen Artikel gebracht hat, weidlich schelten! D H]

Hat sie diese wirklich, und sind für den Pfarrerstand solche Blätter thatsächlich ein Bedürfnis, dann ist mein Rat: selbst so etwas in die Hand nehmen! Die vorhandnen Blätter beseitigt man mit Leichtigkeit, indem man die Annahme verweigert, aber nicht dadurch, daß man sie in den Papierkorb wirft. Der Gewinn einer solchen Unternehmung könnte dann etwa geistlichen Witwenkassen, den Pfarrwaisen oder den Werken evangelischen Glaubens und evangelischer Liebe zu gute kommen. Irgend einem beliebigen Verleger den Hasen in die Küche zu jagen, dazu haben wir Pfarrer in der That nicht den mindesten Grund! R W

(Erklärung) Der Herr Herausgeber der Protestantischen Kirchenzeitung hat das, was ich in unsrer Nr. 2 vornehmlich gegen diese Zeitung gesagt habe, „eine hochfahrende und feindselige Auslassung" genannt und gegen das Wort, sie (die Protestantische, ebenso wie die Allg. Ev.-Luth. Kz.) „freue sich am Skandal und wolle ihn," eine noch schlimmere Anklage erhoben. Wer mich kennt, weiß, daß ich mit Worten wie den dort von mir gebrauchten nicht leichtsinnig um mich werfe, und wer unser Blatt kennt, weiß, daß ich es mit allem Fleiß von den Flecken derartiger Polemik reinhalte. Ich habe aber meiner Abneigung und der

Abneigung unsers Publikums zum Trotz mit Bewußtsein jene scharfe Rede gebraucht, denn alles hat seine Grenzen. Ich gestehe, daß ich mir zureichende moralische Gründe für eine Stimmung, die imstande ist, das mehrerwähnte Nippoldsche Buch nicht nur ohne jeden Vorbehalt hinzunehmen, sondern sogar als verdienstliche Leistung zu preisen, nicht konstruiren kann. Und wenn Professor Pfleiderer durch namentliche Zeichnung seines Artikels die persönliche Verantwortung für diesen übernommen hat, so durfte die Redaktion in solchem Falle doch nicht darauf verzichten, die Annahme unmöglich zu machen, sie stehe rückhaltlos zu Nippolds Buche. Denn die Protestantische Kirchenzeitung ist in ganz anderm Sinne die berufene Sprecherin einer Partei, als man das von der Christlichen Welt anzunehmen pflegt.

Man kann Nippolds Buch ertragen und entschuldigen; ich war entschlossen, keinerlei Erörterung darüber in der Christlichen Welt zuzulassen, und soviel ich sehe, hatte keiner unsrer Mitarbeiter das Bedürfnis darnach. Aber durch das Eingreifen der Protestantischen Kirchenzeitung ist erst das Skandalon fertig, und das Unglück nimmt nun seinen Lauf. Die Protestantische Kirchenzeitung bezeugte noch obendrein durch den Nichtabdruck der Erklärung der Gießener Fakultät (vgl. Nr. 50 der Chronik) und durch Abdruck einer Nippoldschen Erklärung, deren thatsächliche Unrichtigkeiten sie nicht genieren, ihre Solidarität mit dem Nippoldschen Pamphlet. Der Herr Herausgeber rechtfertigt dieses unbegreifliche Verhalten durch Rücksichten auf „verstorbne Gießener Professoren," als ob nach der Nippoldschen Veröffentlichung Rücksichten auf verstorbne Männer noch eine Rolle spielen könnten. Es handelt sich um die Rücksicht auf lebende, denen man ihre Ehre nicht abschneiden soll! Ich wiederhole, dem Einzelnen gegenüber darf man lange schweigen; wo aber Eideshelfer auftreten und den Anschein der Wahrheit stärken, wird Reden Pflicht.

Die Wendung, die ich in der redlichen Entrüstung über das Verhalten der beiden Kirchenzeitungen gebraucht habe, war sehr scharf, sie war in ihrer Allgemeinheit zu weitgehend, ich bekenne das der Protestantischen Kirchenzeitung gegenüber ausdrücklich. Diesem besondern Skandal gegenüber muß ich sie aber vorläufig aufrecht erhalten. Ich werde sie gern völlig zurücknehmen, wenn die Protestantische Kirchenzeitung durch ihre fernere Behandlung der durch das unglückliche Nippoldsche Buch aufgerührten Dinge beweist, daß sie auch in diesem Falle den ehrabschneidenden Klatsch haßt und, wenn es die Wahrheit fordert, Leuten andrer und etwa gar feindlicher Richtung gegen ihre eignen besten Freunde Recht zu geben vermag. Die zur Aufhellung der Gießener Vorgänge bestimmte bereits angekündigte Stadesche Schrift wird ihr dazu reichlich Gelegenheit bieten.
R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 4 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Dringende Bitte

Matth. 5, 7

Eine alleinstehende unbemittelte evang. Erzieherin, Mitte Vierzig, wohlerfahren in Küche und Haushalt, bittet dringend um Stellung als Hausdame mit mäßigem Gehalt bei ält. evang. Geistlichen oder anderm edelgesinnten Herrn (auch Witwer mit einigen Kindern).

Näheres durch Pfarrer **D. Rade**, Frankfurt a. M.

Die glückliche Geburt einer gesunden Tochter zeigen hocherfreut an
Clenze, 18. Januar 1894
Pastor **Bornemann** und **Frau**

Statt jeder besondern Mitteilung
Die glückliche Geburt eines prächtigen Knaben beehren sich ergebenst anzuzeigen
Gummersbach, 14. Januar 1894 (Rheinprovinz)
H. Rühle, Pfarrer, und **Frau** Anna geb. Reusch

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,"** hrsg. von Prof. **D. Sachsse**, sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht**, hrsg. von **Fauth u. Köster**, versenden beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. fco. **Reuther & Reichard**, Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Cand. theol. sucht nach absolv. Seminark. zu Pfingsten oder später Stellung als Prädikant. Off. d. die Exp. der Chr. Welt unter R L 15 erb.

Suche für unsre **Kleinkinderschule** ein ernstgesinnt. jung. Mädchen, das kinderlieb ist, als Lehrerin mit oder ohne Vorbildung bei bescheidenen Ansprüchen.
Pastor **Donndorf** in Wippra a. Hz.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
→ Illustr. Kataloge gratis. ←
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Wissenschaftliche Fortbildungskurse für Lehrerinnen in Göttingen

Schlussprüfung unter Leitung und Anerkennung der Regierung

Kurse nach **freier Wahl: Religion** (Kirchengeschichte und Texterklärung), **Geschichte der Philosophie, deutsche, französische** und **englische Sprache** (historische und moderne Grammatik und Litteratur), **Geschichte, Geographie, Physik.** Docenten: die Herren Professoren **Häring, Tschakkert, Baumann, Weiland, Rieke, M. Heyne, von Wilamowitz, Schur, Stimming** und **Morsbach, Dr. Michels, Mons. Mercier** und **Dr. Tamson.**
Nach **einjährigen** Studien **Privat**zeugnis der Herren Docenten; nach **zweijährigen** Studium **ein von der Regierung anerkanntes Zeugnis.**
Nähere Auskunft über Kurse und Bedingungen (Honorar für zwei Fächer 50 Mk. pro Semester, Pensionen von 500 Mk. jährlich an) erteilt Frl. **S. Mejer, Göttingen, Lohmühlenweg 2.**

S. Mejer, Göttingen, Vorst. des Vereins christl. Lehrerinnen — **A. Sprengel,** Waren, Vorst. d Abt. f. Lehrerinnen d. Ver. f. höh. Mädchensch. — **A. Vorwerk,** Wolfenbüttel, Vorsteherin d. Schloss-anstalten

Homiletisches Material!

Passionspredigten. Das Wort vom Kreuz. Passionspredigten in Beiträgen namhafter Geistlichen. Hrsg. von Lic. theol. Gustav Leonhardi. Geh. 1 Mk.

Konfirmationsreden. Heft II d. I. Bds. der unt. dem Titel **Im Reiche der Gnade** erschien. Sammlung von Kasualreden in Beiträgen namhafter Geistl. Hrsg. von Lic. th. **G. Leonhardi.** Geh. 1 Mk.

Beicht- u. Abendmahlsreden. Bildet das III. Heft des I. Bandes der vorstehenden Sammlung von Kasualreden. Geh. 1 Mk.

Fastenpredigten. Von Bernhard Hoffmann, Archidiakonus in Pirna. Geh. 75 Pfg.

Osterpredigten. Band II der unter dem Titel **Festpredigten** erschienenen Sammlung v. Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Perikopen und freie Texte. Hrsg. von Superint. D. Emil Quandt. Geh. 3 Mk. Geb. mit G. 4 Mk.

Pfingstpredigten. Band III der Quandt'schen Sammlung von Festpredigten. Geh. 3 Mk. Geb. mit G. 4 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie gegen Einsendung des Betrages portofrei durch die Verlagsbuchhandlung **Fr. Richter in Leipzig.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Das Judenchristentum

in der religiösen Volkserziehung des deutsch. Protestantismus
von einem christlichen Theologen
Broschirt 2 Mark

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend
				Mark
1/10	Colonia	mittel schlank	leicht	35
„	Hertha	mittel voll	do.	36
„	Factoria	mittel schlank	do.	50
„	Veilchen	mittel	mittelkräftig	52
„	Old Smokers	mittel voll	leicht	52
„	Embarco	gross	mittelkräftig	52
300 St.	St. Felix Brasil	mittel	kräftig	53
1/10	Legetimidad	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	J. Caballeros, Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	Habanera	gross schlank	leicht	62
„	Figaro (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
„	Picaflor (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
„	Bocaina do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	J. Caballeros, Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	El Valido	mittel klein	leicht	60
1/10	Carolina	mittel schlank	mittelkräftig	72
„	Juanita	mittel voll	do.	80
„	Salud	do.	do.	90
1/20	Vera	gross voll	do.	95
„	Amistad (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	Corona de Cuba, Galanes	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
„	Marinera	Conchas especial	do.	150
„	Figaro	Regalia de Salon	do.	240
„	Miel	Regalia de Salon	do.	240
1/10	Ambar	Londres imperial	do.	250
1/20	H. Upmann	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig